Die weltanschauliche Bedeutung der Individualpsychologie

Von Dr. ARTHUR KRONFELD (Berlin)[1]

Klopfer hat in seinem Vortrag auf dem letzten Kongreß für Individualpsychologie über das gleiche Thema die weltanschauliche Bedeutung der Individualpsychologie abgelehnt. Die Tendenz seiner Ausführungen ging dahin, die Individualpsychologie auf den Rahmen einer Einzelwissenschaft zu beschränken. Er ordnete sie in die Seinswissenschaften ein, und zwar in diejenigen mit begrenztem Gegenstandsgebiet: in diejenigen psychologischen Disziplinen, welche sich mit der Erfassung charakterologischer Strukturen und neurotischer Haltungen beschäftigen. In wohltuendem Gegensatz zu den Ansprüchen der orthodoxen Psychoanalyse hat Klopfer die Individualpsychologie vor Überspannungen ihrer Kräfte in weltanschaulicher Richtung gewarnt. Er hat den hübschen Satz geprägt, man müsse der Gefahr vorbeugen, daß „aus der Individualpsychologie eine Neurose" werde.

Diese kritische Besonnenheit und Selbstbescheidung ist rühmlich und kann auch der Einzelarbeit nur von Vorteil sein. Insbesondere kann es auf diesem Wege nicht geschehen, daß der Individualpsychologie das philosophische Schicksal der Psychoanalyse widerfährt: in einer dogmatischen und flachen evolutionistischen Energetik zu münden, welche eine bloß relative und pragmatistische Geltung ihrer eigenen Grundwahrheiten mit sich bringt, ohne es zu merken.

Und doch kann ich mich nicht entschließen, Klopfers Resignation völlig zu teilen. Das ist der Grund, weshalb ich schon vor mehreren Monaten und ohne Kenntnis von Klopfers Gedankengängen mich zu den folgenden Ausführungen veranlaßt sah.

Damit wir uns verstehen, möchte ich den Begriff der Individualpsychologie aus grundsätzlichen Erwägungen nicht auf die individualpsychologische Forschung Adlers und seiner Schule beschränken. Ich möchte unter ihm grundsätzlich jede mögliche Psychologie begreifen, die auf das Individuelle in seiner Wesentlichkeit und Spezifität gerichtet ist, und zwar als Wissenschaft gerichtet ist — unbeschadet aller methodischen Unterschiede. Es bleibe zunächst offen, welche Richtungen für eine solche Unterordnung in Frage kommen, und wodurch sich die Adlersche Individualpsychologie vor ihnen auszeichnet. Daß noch andere solche Richtungen denkbar sind, ist wohl unbestritten und hat sich ja auch wissenschaftsgeschichtlich als Tatsache erwiesen. Sie gegeneinander abzuwägen und insbesondere auch Adlers Individualpsychologie von ihnen abzuheben, ist Sache späterer Ausführungen.

Wir wollen zunächst eine allgemeine Überlegung vorausschicken: Welche Beziehungen bestehen denn zwischen Wissenschaft und Weltanschauung?

Klopfer hat in seinem Vortrag den Einfluß des Weltbildes auf die einzelwissenschaftliche Fragestellung und Blickweise berührt; und zwar gewissermaßen

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten am 18. September 1925 im Internationalen Verein für Individualpsychologie zu Berlin.

aus einer Soziologie des Wissens heraus, ähnlich derjenigen Schelers. Es ist ja klar, daß die Gestaltung eines Weltbildes weit weniger von Gegebenheiten des Einzelwissens abhängt als von Gefühlsüberzeugungen, die der Kulturschicht, der Tradition, den sonstigen Milieugesetzen und den charakterologischen Arrangements der jeweiligen Persönlichkeit entstammen. Der Sinn des Weltbildes für das Leben des einzelnen ist ein solch primärer, daß er von Ergebnissen des Einzelwissens selbst beim Gelehrten nur unwesentlich modifiziert zu werden vermag. Das Weltbild ist gegenüber dem Wissen und Wissensbedürfnis des einzelnen die durchaus übergeordnete dynamische Größe. Somit vermag es die Stellung des einzelnen zur Wissenschaft zu bestimmen, und innerhalb der wissenschaftlichen Betätigung das Gegenstands- und Interessengebiet und die Weisen wissenschaftlicher Zuwendung zu beeinflussen; aber nicht umgekehrt.

Hier interessiert uns aber eine andere Frage: Inwieweit liegen weltanschauliche Voraussetzungen den einzelnen Formen und Weisen des Wissens, des Wissenkönnens und Wissenwollens zugrunde? Stecken in jeder Einzelwissenschaft weltanschauliche Voraussetzungen?

Diese Frage läßt sich nicht einfach verneinen. Denn verneinte man sie, das heißt also, bestände eine völlige Kluft zwischen der Gestaltung des Weltbildes und der allgemeinen und methodischen Fundierung der Einzelwissenschaft, so wäre es ja auch unmöglich, daß die Weltanschauung ihren tatsächlichen Einfluß auf die einzelwissenschaftliche Arbeit geltend machte — was durch tausendfältige Tatsachen, durch die Individualpsychologie und Biographik jedes einzelnen Gelehrten widerlegt wird.

Wir wollen möglichst vorurteilslos verfahren und nicht mehr konstatieren als die schon seit Aristoteles zur Trivialität gewordene Wahrheit, daß in den allgemeinen Voraussetzungen jeder Einzelwissenschaft, in ihren Grundsätzen, Erkenntnismomente enthalten sind, welche ihrerseits nicht wieder dieser Einzelwissenschaft entstammen. Wir überlassen es der Philosophie, darüber zu entscheiden, ob diese grundsätzlichen Voraussetzungen zu irgendwelchen Systemen zusammenfaßbar sind, und zu was für Systemen. Sicher ist uns lediglich, daß — abgesehen von den logischen Grundgeltungen — unter diesen Voraussetzungen der Einzelwissenschaft auch solche grundsätzlichen Überzeugungen sind, deren Geltung und Inhalt aus der bloßen Logik nicht herzuleiten ist. Wenn wir für diese Grundsätze eine metaphysische Geltung in Anspruch nehmen, so folgen wir damit lediglich der eingebürgerten philosophischen Terminologie, ohne uns um die Rechtsfrage solcher metaphysischen Geltungen zu bekümmern. Gleichviel ob es sich dabei um „absolute Wahrheiten", „vérités de raison (Leibniz)", Konventionen, Fiktionen, Intuitionen handeln möge — ebenfalls eine Frage, deren Erledigung wir den philosophischen Disziplinen anheimstellen wollen: so ist uns soviel wenigstens weiterhin sicher, daß diese fundamentalen Voraussetzungen in den Inbegriff des Weltbildes eingehen. Eines Weltbildes, das man hat und nicht erst „an" der Einzelwissenschaft oder „durch" die Einzelwissenschaft erwirbt; eines Weltbildes, dessen Konkretion in dem betreffenden Grundsatz die abhängige Einzelwissenschaft sachlich erst ermöglicht. Ob das Weltbild mit dem System solcher Grundsätze erschöpft sei oder ob zu seinem Wesen mehr gehöre als dies System der Grundsätze, ob es auch in seiner ontologischen Form lediglich erkenntnishaft sei und nicht schon bekenntnishaft, überhaupt: welche Konstituentien sonst noch in den Inbegriff des Weltbildes eingehen — dies alles liegt außerhalb unserer Betrachtungssphäre. Wir beschränken uns auf eine Feststellung und auf eine Fragestellung.

Die Feststellung ist die: Individualpsychologie — welcher Richtung immer sie sei — erhebt den Anspruch, Erkenntnis zu sein, Wissenschaft zu sein. Mithin ist sie getragen von grundsätzlichen Voraussetzungen, deren Geltung weder in den individualpsychologischen Einzelerkenntnissen liegt, noch von bloß

logischer Art ist. Sondern sie gehört der gleichen metaphysischen Sphäre an wie alle wissenschaftstheoretischen Grundsätze und geht somit in das Weltbild ein oder aus diesem hervor. Im Gegensatze zu Klopfer gilt diese Feststellung als unumstößliche erkenntniskritische Gesetzmäßigkeit auch von der Individualpsychologie. Daraus folgt die Fragestellung: Unterscheidet sich die Individualpsychologie hinsichtlich dieser weltanschaulichen Voraussetzungen von irgendwelchen anderen Seinswissenschaften, insbesondere von solchen des psychischen Gegenstandsgebietes? Wenn nein, so hat sie keine besondere weltanschauliche Bedeutung. Wenn ja, so kommt ihr eine besondere weltanschauliche Bedeutung zu.

Die Fragestellung möchte ich also in den Mittelpunkt unserer Erörterungen stellen. Ihre Beantwortung kann nur aus einer Zergliederung der empirisch-psychologischen Probleme und Methoden kritisch deduziert werden.

Es ließe sich zunächst folgender Standpunkt denken: Inwiefern sollen denn die methodischen und grundsätzlichen Voraussetzungen der Individualpsychologie andere sein als diejenigen aller empirischen Psychologie überhaupt? Geht nicht alle empirische Psychologie überhaupt auf das Individuum als dasjenige Objekt, an welchem Qualitäten und Vorgänge erkannt werden, das heißt in wissenschaftliche Regeln und Gesetze gebracht werden? Wenn wir aber die empirisch-psychologischen Erkenntnisweisen betrachten: die physiologische Psychologie und die naturwissenschaftliche Elementarpsychologie, die deskriptive Psychologie und die funktionale Psychologie, die erklärende und dynamische Psychologie und die Psychoanalyse Freuds, so gilt von ihnen allen — von den äußerlichsten und schematischesten an bis zu den ganz verfeinerten und vertieften, daß sie etwas gemeinsam haben: sie sammeln empirische Materialien, Gleichartigkeiten und Wiederholungen von Seelischem, und sie verknüpfen solche Gleichartigkeiten zu induktiven Gesetzen. Aus diesen Gesetzen wiederum erklären sie determinierend die konkrete Wirklichkeit des psychischen Einzelgeschehens. Sie stehen alle dem Seelischen gegenüber wie einem äußeren Naturobjekte, einem mikroskopischen Präparat, einem chemischen Versuch. Sie beobachten es gewissermaßen in seiner Mechanität. Diese Mechanität aber ist eine von der äußeren Naturwissenschaft übernommene Maxime. Diese geheime Belastung mit den Grundsätzen der äußeren Naturwissenschaft, dieser bloß übernommene und hineingetragene metaphysische Gesichtspunkt der Einzelforschung muß die Erkenntnis einseitig machen, muß sie enger machen als ihr Forschungsgebiet. An einem bestimmten Punkte sprengt dies seelische Forschungsgebiet die Grenzen solcher Arbeitsgesichtspunkte. Und hier ist der Punkt, wo sich die Individualpsychologie von den genannten empirischen Psychologien unterscheidet, und zwar gerade hinsichtlich ihrer weltanschaulichen Grundlagen und grundsätzlichen Einstellungen.

Zwei Umstände fallen bei einer vergleichenden Betrachtung der empirischen Psychologien sofort auf: den primitivsten Formen derselben, den physiologischen und elementaren Einstellungen, fehlt jede Möglichkeit, die Bezogenheit psychischer Abläufe auf ein Ich zu erfassen, an dem sie ablaufen. Im Laufe des historischen Fortschreitens zu vertiefteren psychologischen Forschungsweisen — den funktionalen oder psychoanalytischen — tritt diese Ichbeziehung immer mehr hervor. Aber weder wird durch jene Verfahren das Ich als solches wesensmäßig erfaßt noch die Art der Beziehung der Phänomene und ihrer Grundlagen und Ursachen zu diesem Ich. Hier liegt der eine Sprengpunkt. Zweitens aber kann die Mechanität des seelischen Ablaufens und Zusammenhängens „eigentlich" nicht durchgehalten werden; sie macht, um in jenen empirisch-psychologischen Verfahrensweisen erfaßt zu werden, immer wieder bestimmte fiktive Schematisierungen notwendig. Schon wenn wir z. B. die Bewegungen zu einer „Handlung" zusammenfassen, tritt damit ein Begriff auf, der sich nicht in eine Mechanität hineinschemati-

sieren läßt: der Begriff der sinnvollen psychischen Verhaltensweisen, der Begriff der Strukturen. Er tritt auch sonst überall auf und muß von jenen mechanisch-kausalen Erfassungsweisen eliminiert oder übersehen werden, gleichsam als bestünde er nicht. Wir finden ihn, wenn wir die Beziehung der psychischen Funktionen zum Ich betrachten, wenn wir von ausdrucksmäßigen, symbolischen und Bedeutungsrelationen sprechen, wenn wir die möglichen Weisen des seelischen Zusammenhängens überblicken. Der Ichbegriff und der Sinnbegriff lassen sich aus dem Psychischen nicht ausschalten. Welche Forschungsgesichtspunkte sind möglich, um den in diesen beiden Begriffen liegenden Anforderungen an die Erkenntnis zu genügen?

Die Individualpsychologie ist hier grundsätzlich anders eingestellt; sie nimmt eine andere grundsätzliche, weltanschauliche Wendung. Wir besinnen uns über folgendes. Psychisches Leben ist, wie es auch immer beschaffen sein mag, ein Wesensmerkmal von Individualität. Es spiegelt diese Individualität in seinem eigenen Wesen. Alle Notwendigkeit — und damit die eigentliche Voraussetzung seines Erkenntniswertes — erhält es erst von der Individualität her, als deren Äußerung es gelebt wird. Ungezwungen muß angesichts dieser Sachlage die Frage auftauchen, ob nicht die eigentliche Aufgabe der Psychologie gerade in der wesensmäßigen Erfassung der Individualität selber liege. Wir erkennen sie zwar „an" ihren seelischen Äußerungen und „durch" dieselben; anderseits gibt sie aber Norm und Gesetz, wonach die psychischen Vorgänge „an" ihr nur einen Weg zu ihr darstellen, ihre Notwendigkeit und ihr Sosein durch sie erlangen. Ist es da nicht eine Aufgabe für die wissenschaftliche Erkenntnis, sich gerade auf das Individuelle als Norm und Richtmaß jeder psychischen Äußerung zu richten; die letztere nicht als zufällige Jeweiligkeit mit anderen zufälligen Jeweiligkeiten dieser Art zu vergleichen und Gemeinsames daran herauszuabstrahieren, wodurch das Individuell-Seelische sich nur verwischt? Ist nicht die Aufgabe vielmehr gerade umgekehrt auf dasjenige am Seelischen eingestellt, was die dahinterstehende Individualität von allen anderen Ichen unterscheidet, heraushebt und in dieser Herausgehobenheit bedeutsam macht? Im Wesen der Individualität liegt ihre Einmaligkeit, ihre Ganzheit, ihre Besonderheit. Die Frage ist nur die, ob eine derartige Forschungseinstellung sich verwirklichen läßt und ob sie noch Wissenschaft ist.

An dieser Frage hängt das Schicksal der Individualpsychologie. Läßt sie sich bejahen, so weist dies auf metaphysische Fundamente hin, die ihr und nur ihr eigentümlich sind, und damit auf ihre besondere weltanschauliche Bedeutung.

Um diese Frage einer Entscheidung zuzutreiben, müssen wir uns zuvor an ein Problem heranwagen, dem wir bisher sorgsam ausgewichen waren; an das Problem der Tatsächlichkeit im Psychischen und des Gegebenseins vom Psychischen als Tatsächlichkeit.

Im Raume grenzen sich die Dinge scharf durch sich selber gegeneinander ab. Bewegungen, in die sich alle raumzeitlichen Geschehnisse auflösen lassen, sind räumliche Veränderungen von Dingen; ihr Anfang, ihr Ende und alle Einzelheiten ihrer Richtung, ihrer Schnelligkeit und ihrer sonstigen Eigenschaften lassen sich eindeutig bezeichnen. Solche begrenzbare Dinglichkeit auf Seelisches zu übertragen, ist künstlich. Auch da ist ein Geschehen; aber schon die Bezeichnung des Geschehens als Bewegung ist nur eine bildliche Analogie, denn der für die Bewegung bezeichnende Wechsel der räumlichen Stelle fehlt — gerade das, wodurch Bewegung als solche bestimmt wird. Analogien sind alle unsere anderen Bestimmungsstücke von Seelischem: Kräfte, Stärkegrade, Helligkeiten und Dunkelheiten usw. Da ist lediglich ein zeitliches Kontinuum, dessen Inhalte, Qualitäten, Strukturen wechseln, ohne daß ihre Abgrenzung gegen das Kontinuum selber und ihre „Stelle im" Kontinuum harte und feste Dinglichkeit aufwiese. Und die erste Differenzierung in diesem Kontinuum ist die „Nähe" oder „Ferne" solcher

wechselnder Qualitäten und Inhalte zum Ich. Nähe und Ferne sind ebenfalls nur analoge Begriffe. Und dieses unausschaltbare Ich ist seinerseits als ein Ganzes und Besonderes mit allem Seelischen zugleich vorausgesetzt, und dennoch nur an ihm und in ihm gegeben erfaßbar. Des psychischen Kontinuums und seiner wechselnden Zufälligkeiten werde ich unmittelbar inne, wenn es sich um mein eigenes Seelenleben handelt: mit einer Art von anschaulicher Gewißheit, der keine andere verglichen werden kann. Da schadet es nichts, wenn alles, was ich aus dieser Kontinuität heraushebe, isoliert und absolut betrachte, schon künstlich ist: künstlich verdinglicht oder verbegrifflicht. Denn die anschauliche Verflechtung mit dem Kontinuum geht mir dabei in keinem Augenblick verloren. Aber wie ich abstrahiere, wie ich einzelnes herausschneide und herauslöse, ist schon Willkür: die Abstraktion, die dazu notwendig ist und immer geschieht, auch wenn ich mir ihrer nicht bewußt werde, erfolgt nach bestimmten Leitlinien. Je mehr sie zunimmt, um so mehr entindividualisiere ich Seelisches, um so mehr löse ich den Sinnbezug auf das Ich, um so mehr wird es durch die uneingestanden vorausgesetzte Leitlinie der Abstraktion theoretisch verbogen. Das Korrektiv bleibt immer das unmittelbar erlebte Kontinuum selber. Dieses ganze Kontinuum ist einmalig und unwiederholbar, von der Geburt an bis zum Tode. Einmalig und unwiederholbar ist auch jedes einzelne Ereignis innerhalb desselben: selbst der gleiche einfachste Lichtreiz, der zu zwei verschiedenen Zeiten als Wahrnehmungsqualität erlebt wird, hat nicht das gleiche Wahrnehmungserlebnis zur Folge. Denn beim zweiten Male trifft er auf ein Ganzes von anderer Komposition als beim ersten Male — mindestens schon insofern anders, als das Erlebnis des ersten Males jetzt schon als vollzogen zum Erleben des zweiten Males hinzugehört. Und ebenso alles, was zwischen diesen beiden Malen lag. Nicht nur das psychische Ganze, sondern auch jede Einzelheit desselben ist individuell.

Und selbst wenn wir durch theoretische Konstruktionen und Schlußfolgerungen, wie wir ja wohl müssen, die Sphäre des Psychischen über das Bewußtseinsblickfeld hinaus erweitern, so können die wesentlichen Eigenarten des „unbewußten" Seelischen hinsichtlich ihrer Tatsächlichkeit denoch keine anderen sein als die des bewußten. Auch sie gehören dem einen Kontinuum an, auch ihre Isolierbarkeit ist nur eine künstliche, auch sie sind Teile im Ganzen des Ich. Wenn wir also die Bewußtseinsqualität vom Psychischen nur als ein sekundäres und akzessorisches Merkmal betrachten, welches gewissem Psychischen zukommt und anderem nicht, so ändert sich nichts an der Sachlage. Diese Frage ist nicht von prinzipieller, nur von heuristischer Bedeutung. Das unmittelbare anschauliche Innewerden ist zwar ein bewußtes Haben und Erleben von Psychischem, aber das Vereinzelte, auf welches dieses innere Sichhinwenden das Ich jeweils trifft, ist nicht das Ganze des psychischen Kontinuums; nichts spricht dagegen und alles dafür, daß dieses Ganze immer gewahrt ist, auch wenn gewisse einzelne Teile dieser Bewußtseinsqualität ermangeln, sei es zeitweilig oder sei es selbst grundsätzlich.

Alle Merkmale psychischer Tatsächlichkeit haben also ihre Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit, ferner ihre Bindung an ein individuelles Ich, welches Psychisches „hat" oder erlebt und in diesem Erleben sich selbst erlebt, und ferner eine Künstlichkeit jeder tatsächlichen Isolierung und Abgrenzung psychischer Einzelheiten, wobei der notwendigen Abstraktion immer theoretische Vorwegnahmen uneingestandener Art zugrunde liegen. Da aber der Erkenntnisweg immer von den Tatsachen ausgeht und über die Tatsachen zum Gesetze führt, so ist das Korrektiv aller psychischen Tatsächlichkeit letzthin die unmittelbare anschauliche innere Evidenz, die das Ich dem eigenen Psychischen gegenüber hat — eine Evidenz, die nicht ganz zulänglich mit den Worten „Selbsterkenntnis", „innere Wahrnehmung" oder „Introspektion" bezeichnet wird. Wie verhält sich dies nun

aber, sobald es sich um ein Seelenleben handelt, welches nicht dem eigenen Ich angehört, insbesondere welches abnorm ist?

Wenn ich die seelischen Vorgänge in einem anderen Menschen erfasse, so sind mir seine Ausdrucksbewegungen und seine Worte Anzeichen für die dahinterstehenden seelischen Vorgänge. Aber dann muß ich schon wissen, daß seine Bewegungen überhaupt etwas ausdrücken wollen, daß hinter ihnen etwas steht, was „seelisch“ ist gleich demjenigen seelischen Kontinuum, welches ich bei mir selbst mit innerer Evidenz erlebe. Dazu muß ich schon wissen, daß seine Worte überhaupt ein Seelisches meinen, wie mein Seelisches, welches ich mit diesen Worten meinen würde. Dazu muß ich schon wissen, daß der andere ein Ich ist gleich meinem eigenen Ich. Erst wenn diese Voraussetzungen schon gelten, erst dann kann ich den einzelnen seelischen Vorgang im andern aus seinen Anzeichen ablesen. Es ist also nicht so einfach, wie man es früher immer vermeinte: daß das Wissen vom anderen Ich auf „Analogieschlüssen“ beruhe. Gewiß deute ich Wort und Gebärde eines anderen hinsichtlich ihres Zeichenseins für bestimmtes seelisches Geschehen analog demjenigen bestimmten seelischen Geschehen in mir, für welches ich diese Worte und Gebärde zum Ausdruck haben würde. Aber um diese Deutung überhaupt vollziehen zu können, muß ich bereits den andern als ein mir grundsätzlich gleiches Ich und seine Ausdrucksweisen als meinem Ich gleichende Ausdrucksweisen voraussetzen. Ich muß voraussetzen, daß da ein Seelenleben ist, dessen Deutung analog dem meinigen im einzelnen zwar der Erfahrung, die ich mit ihm machen werde, überlassen bleibt, das als Ganzes aber grundsätzlich meinem eigenen Ich gleicht. Das andere Ich, das Du ist also als existierend, und als so wie ich existierend und als grundsätzlich seelisch gleich beschaffen wie mein Ich vorausgesetzt; und die analogische Deutung trifft nur einzelnes. Die Existenz des fremden Ich ist mir unmittelbar gewiß, denn meine analogischen Deutungen vollziehen sich selbstverständlich und elementar, wie etwa meine Wahrnehmung der Außenwelt überhaupt. Ohne diese Evidenz der Voraussetzung fremder Iche gäbe es keine menschliche Gemeinschaft; ja es gäbe kein Bewußtsein des eigenen Ich als eines besonderen einmaligen in sich geschlossenen und abgegrenzten, unterscheidungsbedürftigen und -fähigen seelischen Ganzen. Den Rechtsgrund dieser Evidenz unseres Wissens vom fremden Ich hat die Philosophie zu untersuchen, nicht eine Einzelwissenschaft. Für die letztere genügt es, daß tatsächlich die Voraussetzung der Existenz und grundsätzlichen Ichgleichheit fremder Iche mit psychologischer Evidenz all unseren analogisierenden Einzeldarstellungen fremden Seelengeschehens zugrunde liegt. Bei unserer speziellen Fragestellung handelt es sich lediglich darum: Wie vollzieht sich die analoge Deutung von fremdem Seelischen im einzelnen? Eine ältere Lehre ging dahin, daß es sich hierbei um ursprünglich bewußte Schlüsse handelt, die wir aus dem Verhalten eines Menschen auf seine Seelenvorgänge ziehen, unter der Annahme, als ob dieses Verhalten ähnliche Ursachen haben müsse, wie ein gleiches Verhalten bei uns selber hätte. Diese Schlüsse erfolgen allmählich mit immer größerer subjektiver Sicherheit. Eine neuere Meinung will diese urteilsmäßigen Schlußprozesse mit Recht durch Vorgänge ersetzen, die sich rein irrational vollziehen und deren Gesamtheit mit dem Worte Einfühlung bezeichnet wird. Die Mimik und die Worte des anderen sind nichts als ebensoviel Hilfen, welche in uns durch Assoziation ähnliche eigene motorische und sprachmotorische Vorgänge erregen und dadurch die psychischen Vorgänge erwecken, mit denen dieselben bei uns verbunden sind. Beide Meinungen enthalten Bestandteile, die beim direkten Nacherleben und inneren Mitahmen sowie beim formulierten Erkennen dessen, was in fremden Ichen seelisch vorgeht, tatsächlich ins Spiel kommen. Aber beide enthalten diese brauchbaren Elemente in unvollkommener Weise. Wort und Gebärde des anderen sind mir optisch und akustisch gegeben, also nicht so, als ob sie meine eigenen wären, die mir ja motorisch gegeben sind. Mithin können sie auch nicht direkt diejenigen seelischen

Begleitvorgänge erwecken, die ich bei der Ausführung bestimmter motorischer Ausdrucksvollzüge habe. Die Assoziationstheorie der Einfühlung ist also irrig. Es ist auch tatsächlich nicht so, daß ich selbst zornig werde, wenn ich einen fremden Zorn einfühle; vielmehr habe ich, wenn ich mich einfühle, nur ein Wissen um den Zorn des anderen, um den Seelenvorgang im anderen; und dieses Wissen beruht zum Teil auf den Vorstellungen vom Erleben des anderen, auf früheren Eigenerfahrungen usw. Es ist also eine Art Sinndeutung, bei welcher ich mein Ich und das fremde Ich zur Deckung bringe und dessen Seelenvorgänge aus meinen eigenen vorgestellten Seelenvorgängen heraus deute. Ferner muß man unterscheiden die Einfühlung in Zustände, Stimmungen, Erlebnisse, und die Einfühlung in Zusammenhänge, Motivationen, Handlungen, die in seelisch Vorangegangenem begründet sind. Zustände und Erlebnisse fühle ich unmittelbar ein, ohne Zwischenschaltung von Reflexion. Motivation hingegen fühle ich nicht in dieser unmittelbaren Weise ein. Mir ist in der Regel nur der zweite Teil eines seelischen Zusammenhanges gegeben, die Reaktion auf ein Motiv. Und der andere gibt mir entweder Anlaß, das Motiv zu erraten, nach Analogie meiner eigenen Motivierbarkeit, oder er teilt mir sein Motiv mit, und dann mache ich mir klar, warum er auf Grund dieses Motivs und seiner eingefühlten Eigenart so reagieren mußte, wie er es tat. Es ist klar, daß dies zum Teil auf Schlußweisen bei mir beruht. Man sieht aus diesen wenigen Bemerkungen schon, daß die Einfühlung eine ganze Reihe verschiedenartiger seelischer Hinwendungen zum anderen Ich einschließt, daß sie ihre Fehlerquellen und Unsicherheiten hat und daß sie ständig mit Reflexionen und Schlußweisen durchsetzt ist. Sie rückt schrittweise vor und wird erst allmählich unter steter Erfahrungskontrolle zu wirklichem formulierten Wissen.

Es ist aber noch etwas Besonderes um diese Einfühlung. Erfasse ich doch seelische Vorgänge an anderen Ichen, von denen ich gewiß bin, daß sie in mir niemals aufgetreten sind, ja sogar niemals sich verwirklichen könnten. Mein individuelles Seelenleben ist hinsichtlich dessen, was wirklich in ihm vorgegangen ist und vorgeht, begrenzt und besonders geartet; diese Begrenzung und Eigenartung macht ja gerade seine Individualität und sein Verschiedensein von anderen Individualitäten aus. An anderen Individualitäten erfasse ich dennoch gerade dasjenige Seelische, welches sie von mir unterscheidet, das heißt also, welches zu meinem Seelengeschehen und seiner Eigenartung nicht zugehörig ist. Das Ich ist fähig, seine eigenen Grenzen im Erfassen von Seelischem an fremden Ichen zu überschreiten. Mit der Einfühlung tritt das Ich in einen Entselbstungsvorgang ein; es reißt die durch Wirklichkeit und Entwicklung in ihm gesetzten Schranken ein, und dadurch tritt es in den potentiellen Besitz aller seiner Möglichkeiten: alles dessen, wozu es fähig gewesen wäre, aber kraft seiner eigenen Leitlinie nicht gelangen konnte. Und aus diesen ihm zufallenden Möglichkeiten tritt eine potentielle Erweiterung der Ichgrenzen ein, die das Ich befähigt, auch solches einzelnes Seelengeschehen an fremden Ichen einfühlend als diesen zugehörig zu erfassen, welchem bei ihm selber nicht Wirkliches entspricht und entsprechen kann. Alle Einfühlung beruht auf dieser Kunst der Entselbstung, der Aufgabe eigener Grenzen, des Zurückgewinnens eigener verschütteter Möglichkeiten. Mehr sei vorerst hierüber nicht gesagt.

Es wird aber schon aus den bisherigen Ausführungen klar geworden sein, von welch tiefer Bedeutung zwei Sätze Alfred Adlers sind: der Satz von der ursprünglichen seelischen Gleichheit aller Menschen — in einem richtig verstandenen Sinne — und der Satz vom Gemeinschaftsgefühl oder, wie man wohl auch sagt, vom „Wirerleben" als der Erweiterungs- und Grundform des Icherlebens. Ohne diese beiden individualpsychologischen Grundsätze wäre die Möglichkeit der Einfühlung nicht vollziehbar. Darauf sei hier lediglich hingewiesen.

Und nun kehren wir zu der Fragestellung zurück, von der die Betrachtungen angeregt worden waren: Ist eine wissenschaftliche Erkenntnis des Individuellen möglich? Wir untersuchen die verschiedenen Forschungsgesichtspunkte, so wie sie sich gegenwärtig darbieten.

1. **Differentielle Psychologie.** Anstatt mit großem Wurfe das Ganze der Individualität denkerisch und intuitiv zu erfassen, stellen sich gewisse Forschungszweige zunächst lediglich auf einzelne jeweilige Unterschiede der Menschen ein. Vermittels der Variationsstatistik kann man auf Grund der mannigfachsten Unterlagen, z. B. experimenteller und testmäßiger Prüfungen, zu einer Psychologie der individuellen Differenzen zu kommen suchen. Man kann deren Breite, Streuung und Korrelation zueinander berechnen; kurz, man kann ein exaktes und gehäuftes Material ansammeln, um alle diejenigen Ablaufsweisen und Leistungen psychologisch zu bestimmen, in denen sich Gruppen von Menschen voneinander unterscheiden. Die Psychotechnik stellt solche Unterschiede im Hinblick auf spezielle praktische Zwecke fest. Die Psychognostik versucht, unter Zugrundelegung bestimmter Verhaltensweisen gegenüber ihren Testprüfungen, zu Gruppenbildungen, zu „psychologischen Profilen" zu gelangen. Diese Gruppenbildungen ordnen die verschiedenen Menschen unbeschadet ihrer sonstigen Eigenarten nach bestimmten einzelnen Fähigkeiten und Begabungen gleicher Art. Auch bei diesem Verfahren wird also abstrahiert; von vielen Eigenschaften und Fähigkeiten des einzelnen Menschen wird abgesehen, die vielleicht für ihn viel bezeichnender sind als gerade derjenige oft äußerliche testmäßige Gesichtspunkt, der durch diese Gruppenbildung herausgehoben wird. Mit Bezug auf dasjenige, was für die einzelne Individualität wesentlich ist, kann aber diese Art von Gruppierungen und Typisierungen nach Leistungen ganz unbezeichnend und schief sein.

Nun könnte man ja das heuristische Prinzip dieses Verfahrens verfeinern. Man könnte herauszuabstrahieren suchen, was unter den Merkmalen des seelischen Reagierens bei einem Menschen vorherrschend ist, was immer wiederkehrt, was andere Möglichkeiten unterdrückt oder hemmt. So könnte man diejenigen einzelnen Eigenarten eines Menschen herausheben, welche einem größeren Gebiet seines Seelengeschehens ihr Gepräge geben. Man übersteigert hierbei die Bedeutung eines Merkmals zuungunsten der übrigen seelischen Qualitäten. So kommt man zu einem „Charakteristikum" des betreffenden Menschen. Kehren bestimmte Charakteristika bei verschiedenen Menschen gruppenweise wieder, so werden sie von dieser beschreibenden Typologie zu seelischen Typen zusammengefaßt: Typen des Reagierens, der Motorik, der Willensdispositionen, der Affektintensität, der geistigen Anlagen usw. Diese Typen sind zunächst abgekürzte Formeln für Deskriptives. Ihre Feststellungen sind einseitig und erfassen niemals den ganzen Menschen. So geht etwa die gewöhnliche Menschenkenntnis vor, wenn sie „den Dummkopf", den „kalten Verstandesmenschen", den „warmherzigen Gefühlsmenschen" usw. typisiert, oder wenn sie „den" Lebenskünstler, „den" Beamten usw. als Typen aufstellt.

Eine derartige beschreibende Typenlehre ließe sich systematisch konstruieren. Man geht von den einfachsten seelischen Dispositionen und Beziehungen aus und versucht, deren verschiedene Kombinationen und Überschichtungen zusammenzustellen. Auf diese Weise erhielt man die verschiedenen möglichen Typendarstellungen. Eine solche darstellende Typenlehre, vermittels irgendeiner übersteigerten formelhaften Heraushebung einer Merkmalsgruppe, ist z. B. von Klages systematisch versucht worden. Aber wir wissen schon, daß man auf diese Weise nicht zur vollen Erfassung des individuellen Wesens zu gelangen vermag. Wir können uns auf diesem Wege nur annähern, und auch dies nur unter einseitiger Verzerrung. Erfassen wir so doch gerade dasjenige, was eine Individualität mit anderen Individualitäten gemeinsam hat, nicht aber dasjenige, wodurch sie sich von anderen unterscheidet und so gerade als Individualiät bewährt.

Die Typik verwischt gerade das Individuelle. Wir setzen mit der darstellenden Typologie einen Teil für das Ganze. Nicht nur wird ein vorherrschender Einzelzug überwertet, sondern seine Erklärungsbedürftigkeit bleibt bestehen, ist vieldeutig, und es fehlt jeder Rechtsgrund dafür, daß das herausgehobene Merkmal ein typisches, ein individuell bezeichnendes sein soll. Eine darstellende Typenlehre auf dieser Grundlage kann nur dann Lebensnähe erreichen, wenn das als typisch herausgehobene Merkmal unter irgendeinem Gesichtspunkt wirklich das Formgesetz der Individualität abgibt. Dafür, daß dies der Fall sei, übernimmt aber die bloße Beschreibung und Gruppenbildung keinerlei Gewähr. Es kann der Fall sein; dann werden diese Typen einen wissenschaftlichen Gewinn darstellen. Aber es ist durch die Methode nicht verbürgt.

2. **Genetische Charakterologie.** Nun kann man die Aufstellung empirischer Typen nicht durch vorherrschende deskriptive Einzelmerkmale zu rechtfertigen suchen, sondern durch dahinterstehende besondere Bildungsgesetze. Man gruppiert dann die Menschen nach bestimmten Gesetzen ihrer Reaktivität. Den Inbegriff der Gesetze der Reaktivität eines Menschen, insofern sie sein Wesen bestimmen, bezeichnet man als Charakter. Und man unterbaut bei einer charakterologischen Typenlehre die Fassade der Gegebenheiten durch eine entwicklungspsychologische und dispositionspsychologische Grundlegung im Sinne erklärender Gesetzmäßigkeiten. Im weiteren Sinne gehört auch die Freudsche Psychoanalyse zu diesen Bestrebungen. Eine solche genetisch-dynamische Charakterlehre führt auch tatsächlich zu gesicherten Typenbildungen, die der Wirklichkeit entsprechen. Denken wir etwa an den Hysteriker. Hier liegt das Gesetz einer bestimmten Reaktivität zugrunde, welche in Teilmechanismen innerlich verwandter Art zu einer Fülle von verschiedenen seelisch-abnormen Gegebenheiten hinführt. Aus diesen lesen wir das gemeinsame zugrunde liegende Gesetz ab, und dies Gesetz der Reaktivität betrachten wir als ein dominierendes Merkmal des Charakters.

Sicherlich sind die Voraussetzungen einer solchen wissenschaftlichen Einstellung in keiner Weise von den kausalmechanischen Grundlagen aller Naturwissenschaft unterschieden. Wir erhalten immer bloß jeweils ein Gesetz und seine Auswirkungen, ein Gesetz für Individuelles, aber nicht das Ganze der Individualität. Die Gleichsetzung beider in solcher Charakterologie ist eine bloße Fiktion — freilich eine psychologisch sehr fruchtbare. Von besonderer weltanschaulicher Bedeutung ist sie nach dem Gesagten nicht. Fraglich ist ferner bei solchem Verfahren die Breite und Systematik seiner Anwendbarkeit. Man kann Gesetze der Reaktivität nicht einfach konstruieren, ohne sich von der Wirklichkeit zu entfernen. Diese Wirklichkeit aber verhindert es, daß ein System solcher Charaktergesetze von menschlichen Gruppenbildungen sich entwickeln läßt. Bleiben wir der Wirklichkeit nahe, so müssen wir auch das einzelne Gesetz der Reaktivität weiter verfolgen. Wir kommen dabei bis in die Konstitutionsbiologie hinein, bis in die Erblehre, den Körperbau, die Physiologie der inneren Säfte. Und es ist sogar gut, wenn wir dies tun. Denn wir gleichen uns dadurch der konkretesten demonstrierbaren Erfahrung an. Diese Einstellung konvergiert in besonderer Weise mit demjenigen ärztlichen Denken, welches gegenwärtig in der fortgeschrittenen Psychiatrie vorherrscht. Wir werden diese Personallehre als einen Erkenntnisfortschritt begrüßen, ohne zu verkennen, daß auch sie erst die peripheren Voraussetzungen für eine eigentliche Individualpsychologie schafft, ohne eine solche schon zu sein.

Diese Vorläuferstellung wird nicht willkürlich von einem vorgefaßten Standpunkt her behauptet, sondern ergibt sich aus der Sache selber. Denn die seelische Entsprechung der konstitutionsbiologischen Typen ist, rein psychologisch gesehen, durchaus nichts Einfaches. Welche psychischen Dispositionen triebhafter und geistiger Art an die einzelnen konstitutionsbiologischen Eigenarten eines menschlichen Organismus gebunden sind, das ist, von der Pschologie her betrachtet,

recht zufällig, zusammengesetzt und heterogen. Es ist einfach als vorgegeben hinzunehmen. Hier herrscht eben nicht mehr psychologische, sondern biologische Gesetzmäßigkeit; die psychischen Eigenarten der biologischen Typen decken sich in keiner Weise mit den durch bloße Abstraktion und genetische Erklärung aufstellbaren einfachsten psychischen Reaktivitätsgesetzen. Einem biologischen Konstitutionstypus besonderer Art, etwa dem hyperthyreotischen, entspricht z. B. nicht etwas psychologisch Einheitliches, sondern etwas recht Zusammengewürfeltes: wir finden gesteigerte Erregbarkeit, schnell ablenkbare Aufmerksamkeit, explosive Affekte verschiedener individueller Art und Färbung, verschiedenes geistiges Niveau, verschiedene Charaktere. Das biologische Fundament stigmatisiert also ein Seelenleben nach bestimmbaren, aber in sich ungleichartigen und psychologisch nicht ersichtlichen Richtungen gleichsam psychologisch blind. So verstehen wir Adlers Grundsatz, alle vorgegebenen, biologisch direkt fundierten Verschiedenheiten der Anlagen für eine Individualpsychologie praktisch zu vernachlässigen und von dem Arbeitsgesichtspunkt auszugehen: alle Menschen sind einander psychologisch ursprünglich gleich. Er will psychologisches Erkennen vor der Ausflucht in eine solche blinde biologistische Fundierung bewahren. Wesentlicher ist aber hier, daß das Seelenleben biologisch zwar in gewisser unberechenbarer Weise dispositionell determiniert sein mag, jedoch mit Ausnahme solcher auseinanderfallender Einzelstigmen in der ganzen Fülle von Qualitäten und Reaktionen biologisch nicht erfaßbar ist. Diese Tatsache zieht Grenzen: Grenzen für unser Wissenkönnen auf der Basis der genetischen Charakterologie, Grenzen aber auch für die biologische Determination der Charaktere selber. So sehen wir in dieser Arbeitsweise nur eine Vorbereitung des Feldes der eigentlichen, wesensmäßigen Individualpsychologien.

3. **Die verstehende Psychologie** und die **Strukturpsychologie**. Das einfachste wäre, die Ergebnisse der Einfühlung ohne weiteres als wissenschaftliche Erkenntnis zu nehmen und die weitere Verarbeitung derselben darauf zu beschränken, daß man sie in sich ordnet und zusammenbaut, genau so, wie sie in ihrer Bezogenheit auf das eingefühlte Fremdich auftreten. Man könnte versucht sein zu glauben, daß man auf diesem Wege eine abbildende Beschreibung der Struktur des fremden Ich in ihrer Ganzheit erhalte. Diese Richtung wird seit Dilthey vielfach eingeschlagen, wobei der Strukturbegriff von der Gestalttheorie her neuerdings eine interessante Fundierung erfahren hat. Dilthey unterstellt die Einfühlungsvorgänge einer besonderen Erkenntnisweise von Seelischem, die als „Verstehen“ bezeichnet wird. Er nimmt für diese Erkenntnisweise in Anspruch, eine letzte, nicht weiter zurückführbare Form des unmittelbaren Wissens zu sein, von genau der gleichen Erkenntnisgeltung wie jede Anschauung. Dies Verstehen ist eine evidente erkennende Hinwendung einer Seele zur anderen; seine Ergebnisse bedürfen keiner weiteren Begründung; sie sind in einer eigenartigen Weise unmittelbar gewiß. Dem Verstehen sind nicht nur die Zustände des Fremdichs unmittelbar gegeben, sondern auch die Weisen des seelischen Zusammenhängens, Auseinanderhervorgehens, Bedeutens und Motiviertseins. Das seelische Zusammenhängen gehorcht nicht dem Kausalgesetz, sondern einer davon völlig verschiedenen Verknüpfungsform: nämlich den vom jeweiligen Ich hergenommenen Sinn. „Strukturen“ im Seelischen sind solche neuen Sinngebilde, die dem Ganzen der Persönlichkeit gemäß sind.

Es handelt sich hier zweifellos um eine Individualpsychologie, welche in ihrer Tendenz der verallgemeinernden Seelenlehre grundsätzlich entgegensteht. Bedenken müssen sich in erster Linie gegen die unmittelbare Erkenntnisqualität des Verstehens richten. Diese Erkenntnisqualität ist eine bloße Fiktion. Gewiß ist Einfühlung in Zustände ein unmittelbares Innewerden, welches wissenschaftlicher Erkenntnis zugrunde liegt; aber sie ist nicht selber schon wissenschaftliche Erkenntnis. Bedenken richten sich ferner dagegen, seelische Zusammenhänge von

der kategorischen Einordnung in die Kausalität auszunehmen. Wie wir es auch betrachten mögen: wir werden nie um die Tatsache herumkommen, daß das Motiv eines Gefühls, einer Reaktion oder Handlung auch die Ursache derselben ist; diese beiden Betrachtungsweisen lassen sich nicht trennen. Allerdings liegt in dem Sinn, den eine Handlung mit Bezug auf ein Motiv oder den ein Zeichen mit Bezug auf seine Bedeutung hat, noch etwas, was zur Kausalität in besonderer Weise hinzukommt. Wir werden noch sehen, wie dieser Sinn mit der Ichbezogenheit des psychischen Einzelgeschehens zusammenhängt und erkenntnismäßig fundierbar ist. Aber wir lösen ein solches Problem nicht, indem wir einfach dekretieren: den Sinn „verstehen" wir eben, und solches „Verstehen" bedarf keiner weiteren Begründung. Es ist ferner sicher, daß wir, wie man auch sonst über das Verstehen denken mag, Zusammenhänge von Fremdseelischem nicht mit der gleichen Unmittelbarkeit und Evidenz erfassen wie Zustände fremder Iche. Erstere erfordern viel mehr Reflexionen und Schlüsse. Auch hier zeigt sich die Fragwürdigkeit des „Verstehens" als letzte Erkenntnisquelle. Endlich ist der Strukturbegriff dieser Lehre bedenklich. Struktur ist das Formgesetz eines psychischen Gebildes, sein „Gesamtcharakter", die Korrelation der zu seiner Gestaltung beitragenden Vollzüge. Diese Strukturen können gewiß individuell bestimmt sein; aber das braucht nicht ihr Wesen auszumachen. Die Struktur der Wahrnehmungsgebilde ist z. B. eine jenseits aller Individualitäten grundsätzlich gleichartige. Es gibt also psychische Strukturen von nicht-individueller Gestalt.

Dennoch wird man in der praktischen Arbeit von der Einstellung dieser Forschungsrichtung Gebrauch machen und dabei manches tiefer und gemäßer erfassen können als mit der naturwissenschaftlichen Psychologie; man muß sich bloß darüber klar sein, daß es sich nicht um Wissenschaft handelt, sondern um ein vorwissenschaftliches Stadium unserer Einstellung auf Fremdseelisches, welches sich der Einfühlung enge anschließt.

4. **Phänomenologie.** Man kann es sich zur Leitlinie der erkennenden Einstellung auf Psychisches machen, dies Psychische in möglichster Gemäßheit an die Weisen, wie es vor dem individuellen Bewußtsein erscheint, abzubilden, das Immanent-Wesentliche an diesen Erscheinungsweisen vor dem individuellen Bewußtsein zu erfassen. Wir bezeichnen eine derartige Forschungseinstellung mit der dafür gebräuchlichen Benennung als Phänomenologie. Aus wissenschafts-historischen und philosophischen Gründen haftet dieser Bezeichnung eine Vielzahl von Bedeutungen an; ihr Anspruch an wissenschaftliche Geltung und Tragweite ist je nach der erkenntniskritischen Auffassung, welcher der einzelne Forscher zuneigt, ein verschieden umgrenzter und begründeter. Um jegliche Diskussion dieser Grundsätze abzuschneiden, stellen wir hier einfach unseren Standpunkt fest: Phänomenologie bedeutet uns eine empirische psychologische Betrachtungsweise von besonderer Methodik. Wenn also jemand andere Auffassungen mit dieser Bezeichnung verbindet, so berührt das den hier gemeinten Begriff von Phänomenologie nicht. Ob noch andere Begriffe von Phänomenologie möglich sind, die auf ihren Erkenntnisanspruch zu werten seien, das soll uns hier nicht interessieren.

Wenn also hiernach die Phänomenologie eine psychologische Betrachtungsweise von eigener Art ist, so müssen wir uns fragen, wodurch sie sich von anderen psychologischen Erkenntnisweisen abhebt. In der allgemeinen Struktur aller erkenntnismäßigen Erfassung von Seelischem, sie befolge welche Methode immer, liegt der vorgezeichnete Weg von der Einfühlung über die Abstraktion zur Beschreibung und zum Gesetz. Was die einzelnen psychologischen Erkenntnisweisen voneinander unterscheidet und was auch der Phänomenologie ihre besondere Stellung zuerteilt, das ist die Verschiedenheit des leitenden Gesichtspunktes für die Abstraktion, die Verschiedenheit der heuristischen Prinzipien, die der beschreibenden Klassifikation zugrunde liegen, und die Ver-

schiedenheit der P r i n z i p i e n für die Gesetzbildung. Die Phänomenologie ist und will sein eine beschreibende Erkenntnisweise von Psychischem; sie schreitet nicht bis zur Erklärung fort, ja sie erreicht nicht einmal das Stadium systematischer Klassifikation. Als beschreibende Psychologie muß sie ihre Besonderheit haben in der Art, w i e sie beschreibt, in der L e i t l i n i e, welche sie für ihre Abstraktionen als maßgebend ansieht. Dahin zielt unsere Bestimmung: sie erfaßt beschreibend das „Immanent-Wesentliche" dessen, was vor dem individuellen Bewußtsein erscheint. Sie erfaßt es in den möglichst adäquaten Weisen seines Erscheinens. Das soll besagen: sie gebraucht für ihre Begriffsbildungen und Beschreibensweise keine zugrunde liegende allgemeine Theorie, sie lehnt sich in ihren Abstraktionen aufs engste an das individuelle Bewußtsein an, sie sucht die Gesichtspunkte ihres Beschreibens darin zu finden, was in bezug auf dieses individuelle Bewußtsein für das Auftreten von Phänomenen und ihre Bildungsweisen das Wesentliche ist. Mit dem Worte „immanent-wesentlich" sind alle unterstellten theoretischen Hilfskonstruktionen abgewiesen; diese Beschreibung will „vortheoretisch" sein. Sie will möglichst vollständig und individuell gemäß sein. Nun wissen wir freilich schon: A l l e s Beschreiben ist immer ein Verallgemeinern, ein Herausheben von Wesentlichem und Fortlassen von Unwesentlichem. Aber w a s für die Phänomenologie als wesentlich und unwesentlich zu gelten hat, das soll lediglich aus der Eigenart der individuellen Phänomene und der Weise ihres Erscheinens vor dem individuellen Bewußtsein hergeleitet werden. Um uns dies zu verdeutlichen, stellen wir uns etwa vor, jemand nehme auf einer Wiese ein Reh wahr. Man kann diesen Vorgang auf verschiedene Weisen beschreiben. Man kann den Wahrnehmungsvorgang beschreibend zergliedern, die dabei mitwirkenden Funktionen bezeichnen, man kann den Wahrnehmungsinhalt wiedergeben: so ergeben sich Verallgemeinerungen objektivierender Art. Diese verallgemeinernden Einstellungen, die vom Ich fortführen, sind in der Phänomenologie nicht gemeint. Die Phänomenologie würde sich einstellen auf das „mit Bezug auf das individuelle Bewußtsein Rehartige" des E r l e b e n s. Sie intendiert also das Gebiet des E r l e b e n s und seiner Eigenartung je nach der Individualität des erlebenden Ichs.

Diese Einstellung ist sicher eine bedeutsame Vervollkommnung unserer beschreibenden Methoden. Sie ist diejenige, bei welcher wir unser Gegenstandsgebiet am individuellsten und am meisten „von innen her" erfassen. Sie ist die erste Objektivierung einer bis zum Kern getriebenen Einstellung. Freilich aber kommt man mit ihr nicht sehr weit in die eigentliche Verwissenschaftlichung der Einfühlungsergebnisse hinein. Ordnung und Klassifikation erfordern immer schon stärkere Verallgemeinerungen und Entindividualisierungen des Stoffes, als der Phänomenologie wesensmäßig entspricht. Sie schaltet sich also v o r diejenigen deskriptiven Erkenntnisweisen vor, welche zur Ordnung und Klassifikation und von da aus weiter führen. Sie wird immer der Ergänzung von der Seite der Funktionspsychologie fähig sein. Man kann bei ihr allein nicht stehen bleiben. Sie gibt uns zunächst nur das Zuständliche des Erlebens in seinem Individualcharakter; sie gibt es uns freilich schon befreit von Zufälligem und Unbezeichnendem. Aber sie verarbeitet es nicht weiter. Die Möglichkeiten einer weiteren Verarbeitung sind mannigfache. Jede dieser Möglichkeiten ist diejenige einer besonderen wissenschaftlichen Methode. Insofern ist die Phänomenologie gleichsam die grund- und vorwissenschaftliche Einstellung aller verschiedenen möglichen späteren Einzelverfahren.

Aber das Verhängnis dieser Betrachtungsweise ist es, daß sie zugleich versuchen muß, schon selber eine eigene Wissenschaft zu sein, das heißt in ihren Beschreibungen zu verallgemeinern und zu objektivieren, und daß sie dennoch das Individuelle in seiner Eigenartung zu treffen versucht. Beiden Zielen zugleich genügt sie in der Ausführung niemals ganz. Sie kann es nicht, weil diese beiden Ziele hinsichtlich ihrer Erreichbarkeit einander ausschließen. Dennoch bleibt

ihr Vorzug, uns die Phänomene als Erlebnisse in ihrer individuellen Erlebensweise mit Gemäßheit und Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, ohne ihren Eigencharakter vom erlebenden Ich loszulösen und zu verwischen.

5. **Die Psychologie des individuellen Gesetzes.** Der Phänomenologie war es zwar noch möglich, individuelle Eigenart in den gemäßen Erlebensweisen annähernd zu erfassen; aber es konnte ihr nicht gelingen, den Gegensatz empirischer verallgemeinernder Wissenschaftlichkeit und individueller Zuspitzung prinzipiell zu überwinden. Mögen manche ihrer Theoretiker sich vermittels philosophischer Hilfskonstruktionen über dieses Verhängnis hinwegtäuschen, so bleibt es für den nüchternen Betrachter doch bestehen, daß Phänomenologie als empirische Wissenschaft immer nur die Einleitung anderer Betrachtungsweisen, der vorwissenschaftliche Durchgangspunkt sein kann, eine grundsätzliche und entscheidende Erkenntnis des Individuellen am Ich aber nicht endgültig erbringt. Einer der Wege, die an sie anknüpfen, könnte nun gerade darin gelegen sein, dies Individuelle am phänomenologischen Gehalt mit spezifischen Erkenntnismitteln weiter zu bestimmen. Es ist klar, daß eine derartige Forschungseinstellung in einem absoluten Gegensatz eintreten müßte zu allen unseren Erkenntnisweisen von Natur. Diese richten sich auf das allgemeine Gesetzmäßige, auf Bestimmung und Erklärung des zufällig Gegebenen aus allgemein gültigen Notwendigkeiten. Jede mögliche Wissenschaft vom Individuellen, als dem jeweils Unwiederholbaren, Einzigartigen, muß einen grundsätzlich entgegengesetzten Weg zu gehen versuchen. Gibt es einen solchen?

Es hat an Versuchen nicht gefehlt, einen derartigen Weg zu finden und erkenntniskritisch zu sichern (W i n d e l b a n d, R i c k e r t, A. W e b e r, T r o e l t s c h usw.). Wir wollen die verschiedenen Möglichkeiten eines solchen Weges wenigstens in kurzer Überschau ins Auge fassen.

Die erste Überlegung, die eine Wissenschaft vom Individuellen anzustellen hat, ist die: Was ist das Wesentliche am Individuellen? Offenbar dasjenige, wodurch es sich von allem anderen unterscheidet. Und wodurch unterscheiden sich Individualitäten voneinander? Offenbar durch dasjenige, was für eine jede von ihnen ihre Eigenart ausmacht, ihr E i g e n g e s e t z — wobei unter „Gesetz" hier etwas verstanden wird, was die notwendige Zugehörigkeit aller individuellen Eigenschaften zu der Persönlichkeit ihres Trägers bedingt. Diesen Begriff des „individuellen Gesetzes", der „notwendigen Eigenart", müssen wir zu bestimmen versuchen. In ihm liegt nicht die Bedeutung einer objektiven und verallgemeinerungsfähigen Regel; sondern im individuell Notwendigen, in der „Persönlichkeitsnote", liegt die Beziehung des Individuellen in seiner besonderen Bedeutung auf eine N o r m. Und zwar nicht auf eine statistisch numerische Norm, überhaupt nicht auf eine deskriptive Normalität, die ja selber wieder nur aus Allgemeinem, Unindividuellem zusammengesetzt wäre und in dieser Zusammensetzung entweder überhaupt zufällig oder naturgesetzlich kausalisierbar erschiene. Die Norm, mit Bezug auf welche eine Persönlichkeit gerade in ihrer Eigenart als bedeutsam gilt, als herausgehoben aus allem anderen: diese Norm ist eine thetische, eine W e r t n o r m. Damit ist nicht gesagt, daß die Erkenntnis ihrer Bedeutsamkeit mit Bezug auf einen vorgesetzten Wert ihrerseits schon eine Werterkenntnis sei; sie kann eine reine Seinswissenschaft sein. Aber ihr Ziel ist es, diese Bedeutsamkeit mit Bezug auf einen vorausgesetzten Wert als das innere individuelle Wesensgesetz, als das eigentliche notwendige und bestimmende an einer Individualität zu erfassen.

So verfährt die G e s c h i c h t e bei der Darstellung historischer Persönlichkeiten. Sie erfaßt diese Persönlichkeiten abbildend in demjenigem, wodurch sie sich jeweils von allen anderen unterscheiden, wodurch sie einzigartig und unwiederholbar sind. Sie erfaßt sie freilich nicht in der ganzen Fülle ihrer seelischen Vorgänge; diese Vorgänge im einzelnen sind ihr sogar gleichgültig, insoweit sie nicht jene Bedeutsamkeit der erfaßten Persönlichkeit mit besonderer Prägnanz widerspiegeln.

Es braucht unter Umständen nur ein winziger Bestandteil der Persönlichkeit zu sein, der ihre historische Bedeutsamkeit ausmacht, der ihren „Geist“ ausmacht, dasjenige, was unter historischen Gesichtspunkten das individuell Wesentliche an ihr ist. Mit Bezug auf diese Bedeutsamkeit wird die historische Persönlichkeit als ein Idealtypus konstruiert; dies einzige Merkmal nämlich wird übersteigert, und von allem anderen wird abgesehen. So ist Cato der Selbstlos-Unerbittliche, Cicero der gewandte feige Opportunist: Was ein jeder von beiden sonst noch ist, und wenn es mit dem empirischen Leben und Erleben dieser Menschen auch noch so eng verknüpft wäre, das kümmert diese Art der Erfassung des Persönlichkeitswesens und seiner Bedeutsamkeit nicht. Die Skala der Werte, unter welcher diese Erfassung des Persönlichen geschieht, ist subjektiv, sie liegt ihrerseits in der Persönlichkeit des Geschichtsschreibers, seiner Ziele und Zwecke. Seien wir uns darüber klar, daß diese persönliche Art von Wissenschaft zwar sehr viel mit dem individuellen Weltbild des Historikers, aber auch nicht das geringste mehr mit der nüchternen Sachlichkeit objektiver wissenschaftlicher Empirie zu tun hat. Der Geist eines Forschers projiziert seine eigenen Normen in die Wirklichkeit hinein; sie erhält dadurch in bezug auf diese Normen einen bestimmten Sinn; und jede historische Persönlichkeit erfüllt in besonderer und eigenartiger Weise diesen Sinn in bezug auf die Normen, den Sinn, welchen der Geschichtsschreiber in der Historie realisiert sieht. Die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung sind nicht mehr diejenigen einer Mechanität, sondern diejenigen sinnvoller zielhafter Zuspitzung.

Es gibt also hiernach Individualität überhaupt nur insofern, als sie ihre Idee, ihren Idealtypus verwirklicht, als sie Träger eines besonderen Geistes, Symbol eines besonderen historischen oder sonstigen Sinnes ist, Abbild eines besonderen individuellen Gesetzes ist. Darüber hinaus kommt sie nicht in Frage. Alles andere an ihr liegt in wesenlosem Scheine.

Dies ist eine Einstellung, völlig parallel derjenigen, mit der wir uns einem Kunstwerk zuwenden und die wir als ästhetische Beurteilung bezeichnen. Auch unser Nacherleben des Kunstwerkes ist dadurch charakterisiert, daß wir seine Einzigartigkeit, sein Wesen, seine Bedeutsamkeit auf Normen in uns beziehen, die wir im Kunstwerk sinnvoll verwirklicht vorfinden. Der Unterschied beider Betrachtungsweisen liegt darin, daß die ästhetische Einstellung eine anschauliche ist, diejenige des Historikers zu seinem Vorwurf aber eine denkerische und denkerisch-gestaltende.

Es ist eine schwerwiegende grundsätzliche Frage, ob diese Art der Einstellung des Historikers überhaupt noch Wissenschaft ist. Zwar ist die logische und theoretische Grundlegung derselben vielfach versucht worden, aber niemals ist sie einwandfrei gelungen; niemals hat sich eine Sicherung ihrer Anwendung in der gleichen Weise geben lassen, die sonst den Wissenschaftscharakter einer Wissenschaft verbürgt. Immer hat die Persönlichkeit des Betrachters die wesentlichste Rolle in der Gestaltung historischer Vorwürfe zu spielen, und damit ein subjektives Moment, ein Moment von Willkür und Zufall, welches der strengen Wissenschaft fremd ist. Daher verzerren sich historische Darstellungen von Persönlichkeiten der Gegenwart so arg, je nach den politischen Normen der Biographen. Den „Richterstuhl der Geschichte“ gibt es ganz gewiß nicht im Sinne eines objektiven Forums; und nur zu oft behält Nietzsches Hohnwort recht: Historie beruhe auf Plebejerneugierde.

Wir lassen hier alle wissenschaftskritischen Einwände beiseite[2]). Wir berücksichtigen hier nicht die Bedenken, welche gegen die Logik der „idealtypischen Begriffsbildung“ bestehen und welche die Konzeptionen von „individueller Kausalität“

[2]) Vergleiche dazu meine Ausführungen über Windelband und über Rickert und Weber in meinem „Wesen der psychiatrischen Erkenntnis“. Springer 1920.

als unhaltbar erscheinen lassen. Nehmen wir selbst an, daß die Zukunft hier vielleicht klarere Grundlagen schaffen könne, so bleibt zu sagen: Auf solche Weise können wir das Bezeichnende eines Seelenlebens nur mit Bezug auf Wertskalen zu erfassen suchen, welche der ästhetischen Sphäre, derjenigen der künstlerischen Gestaltung, der ethischen oder der weltanschaulichen schöpferischen Sphäre angehören oder welche Beziehungen dieses Seelenlebens zu den Gemeinschaftswerten oder den Kulturwerten in besonderer Weise beleuchten. Der „gewöhnliche Mensch" bleibt diesem Verfahren fremd. Nehmen wir noch das subjektive Moment aller historischen Biographik hinzu und die unvermeidliche persönliche Willkür derselben, so vermögen wir in dieser Betrachtungsweise eine wirkliche Individualpsychologie als Wissenschaft nicht zu erblicken.

6. **Sinndeutende Psychologie.** Hierunter sind mehrere verwandte Forschungsrichtungen zu verstehen, deren genauere Grundlegung wir hier übergehen, um das Gemeinsame und Wesentliche an ihnen hervorzuheben. Auch sie fragen insgesamt nach dem Bezeichnenden der Individualität. Aber sie beantworten diese Wesensfrage grundsätzlich anders. Sie sehen das Merkmal der Individualität in ihrem Ganzheitscharakter. Ein Ganzes besteht aus Teilen, die sich nicht summieren, sondern die durch ihr Zusammenkommen und ihre Stellung zueinander die Form dieses Ganzen erfüllen. Mit Bezug auf dieses Ganze hat jeder Teil seine innerlich vom Ganzen aus gesehen notwendige einmalige und sinnvolle Stelle. Das Ganze ist eine sinnvolle Anordnung, ein „harmonisches System" eigener Art. Unter Sinn ist hierbei das besondere Gesetz verstanden, welches mit Bezug auf die Anordnung der Teile zur Form des Ganzen gültig ist. Diesen Sinn, dieses Gesetz kann man nicht als Mechanismus erfassen; hier besteht eine innere Zweckmäßigkeit, eine „Organisation", gemäß der die Teile zum Ganzen zusammentreten, innerhalb dessen sie stehen.

Die eine Möglichkeit der Erfassung dieses Sinngesetzes in seiner besonderen Eigenart besteht nun darin, sich dieselbe gleichsam zu veranschaulichen. Das Ganze ist nicht der denkenden Zergliederung gegeben, sondern wird intuitiv erschaut: Ähnlich wie wir die Gestalt eines Lebewesens als ein Ganzes anschaulich in uns aufnehmen und alles an diesem Lebewesen auf den erschauten Ganzheitscharakter unmittelbar zurückbeziehen und von ihm aus als sinnvoll erfassen, ähnlich sollen wir uns auch auf das Ganze der Seele, des Geistes, der Persönlichkeit mit intuitiver Evidenz richten können. Es ist die alte morphologische Weltansicht, die hier eine konkrete Anwendung findet. Aber wenn auch alles Seelische individuell gestaltet ist und die Ganzheit seiner Gestaltung gerade das Wesen des einzelnen Seins ausmacht, so steht der Rechtsgrund der Intuitionen dennoch in Frage, die sich auf die Gestalt richten. Gewiß vollziehen wir sie; und ebenso gewiß mit einer inneren Sicherheit, die unabhängig ist von aller wissenschaftlichen Zergliederung. Aber dieser Vollzug anschaulicher Vergegenwärtigungen entfernt sich von der Einfühlung lediglich in der Richtung des Unwissenschaftlichen, des Künstlerisch-Nachschöpferischen. Diese Intuition ist eine persönliche Gabe und der Ausfluß eines persönlichen Weltbildes, aber keine verallgemeinerungsfähige wissenschaftliche Gewähr.

Neuerdings hat man versucht, diese intuitive Evidenz der Gestalt begrifflich und philosophisch zu unterbauen (Driesch, Köhler, Wertheimer). Man hat Begriffe des „Systems", der „Ganzheitsordnung", der „Lebensform", der individuellen Finalität gleichsam als Kategorien in das Wesen unserer erkennenden Vollzüge hineinfundamentieren wollen. Man hat eine besondere Gestalttheorie geschaffen, um an die Stelle der Intuition eine denkerische Sicherheit zu setzen. Es ist nicht unsere Aufgabe, alle diese theoretischen Versuche darzustellen und zu prüfen. Wenn wir vielleicht auch dahin gelangen, ihre kategorialen Geltungen zu bestreiten, so werden wir ihnen als Maximen der Forschung dennoch zu folgen haben. Daß ein Sinnbezug der Teile zum Ganzen

der Individualität besteht, von dieser inneren Gewißheit müssen wir in der Psychologie Gebrauch machen. Wir wollen uns dabei nicht von philosophischen Formeln und Scheinsicherungen blenden lassen. Die Kluft zwischen der wissenschaftlichen Ausrichtung auf das Allgemeine und zwischen der Einzigartigkeit und Irrationalität alles Individuellen — diese Kluft zu überbrücken, stellt eine unvollendbare Aufgabe dar.

Uns bleibt als letzter Weg der wissenschaftlichen Einstellung auf Individuelles ein teleologischer Ausbau denkerischer Art, der die Mechanismen und das Allgemeine, was an irgendwelchem individuellen Seelischen beobachtet wird, durchaus gelten läßt, der aber die Zusammenfassung aller dieser dynamischen Einzelheiten unter einer teleologischen, sinndeutenden Leitlinie versucht, von deren fiktiver Artung, von deren „Als Ob" er überzeugt sei. Man betrachtet alle Vollzüge in einer Seele heuristisch so, „als ob" ein Sinn, ein inneres Ziel, eine Leitlinie, ein Wesensmerkmal des Individualcharakters dahinter stecke. Man stellt sich auf alle Phänomene so ein, „als ob" sie alle den gleichen Zweck, die gleiche Richtung, den gleichen Sinn verfolgten, darstellten, symbolisierten, verwirklichten. Dies ist der von Alfred Adler zuerst beschrittene Weg der Individualpsychologie. Die ehrliche Selbstbescheidung und Nüchternheit, mit der dieser psychologische Führer diese Sinndeutung immer als eine fiktive bezeichnet hat, verdient Bewunderung. Auch muß er gegen den vielfach gemachten Einwand in Schutz genommen werden, als sei die Art seiner Sinndeutung eine einseitige. Grundsätzlich geht aus seinen Werken hervor, daß er viele Möglichkeiten solcher Sinndeutung für zulässig hält, aber die für ihn heuristisch fruchtbare entsprechend seiner Forschergabe bevorzugt. Eine solche Sinndeutung könnte vom Biologischen hergenommen werden — als die innere Tendenz der Selbsterhaltung, der Anpassung, der Entfaltung. Sie könnte auch vom Nichtbiologischen hergenommen werden, und das ganze psychische Einzelleben erhält dann den fiktiven Sinn, das Symbol irgendeiner geistigen Tendenz zu sein: des Machtstrebens, der Selbstverwirklichung, der Geltung, oder des Heldenhaften, der Selbstüberwindung, des Schöpferischen usw. Die stärksten Sicherungen empfängt solche sinndeutende Psychologie naturgemäß vom Biologischen her. Die Individualpsychologie Adlers hat beide Sphären heuristisch in sich geschlossen. Ihr kritischer Grundcharakter sichert dieser Art, Individuelles zu begreifen, noch die stärkste Annäherung an die Wirklichkeit und deren relativ geringste Verbiegung.

Die großartige Resignation, mit welcher die Forschungsgrundlagen und Leitmaximen der Adlerschen Individualpsychologie von ihm selber als ein „Als Ob" im Sinne Vaihingers hingestellt werden, muß mit der Dauer der Zeit weichen. In dem „Als Ob" liegt doch, daß die Tatsache der Sinndeutbarkeit des Individuellen zwar weltanschaulich oder metaphysisch fundiert werden müsse, daß aber diese Fundierung in einem rationalem Wege nicht vollziehbar sei. Die Sinndeutbarkeit des Individuellen, dessen Sinn eben das Wesen der Persönlichkeit ausmacht, bedarf einer weltanschaulichen Fundierung. Eine Metaphysik der Person (Allers) wird notwendig — und zwar nicht in dem Sinne einer metaphysischen Grundlegung des Irrationalen, sondern so, daß Ratio und Person, Vernunft und Individualität in eins zusammenfallen. Auch dies hat Adler vorweggenommen in seiner Lehre von der führenden und gestaltenden Rolle der Einsicht für die Persönlichkeit. Hier liegt der besondere weltanschauliche Wert der Individualpsychologie Adlers. Diese weltanschauliche Bedeutung ist heute, wie Adler selber in seinem Fiktionalismus zugestanden hat, noch nicht rational formulierbar. Aber daß ein Zusammenklang von rationalistischer Formung und Persönlichkeitswesen überhaupt möglich ist und daß seine Verwirklichung als philosophische Aufgabe der Zukunft besteht, darin liegt ein weltanschaulich bedeutsames Moment der Individualpsychologie.

Gewiß werden wir Psychologen gut tun, mit Klopfer vorerst bei der empirischen Einzelarbeit uns zu bescheiden. Und wir werden hier die speziellen Züge Adlerschen Arbeiten nicht verabsolutieren und blind gegen andere psychologische Forschungsweisen sein. Wir werden vielmehr mit Freiheit und ohne Rücksicht auf die Exaktheit der weltanschaulichen Fundierung von all den geschilderten intuitiven und denkerischen Einstellungen Gebrauch machen, die uns verheißen, uns dem Wesen der Individualität näher zu bringen. Wir werden von ihnen Gebrauch machen als von den Korrektiven aller naturwissenschaftlichen Psychologien und psychoanalytischen Kausalkonstruktionen. Sie werden uns lehren nicht zu vergessen, daß es sich im seelischen Geschehen niemals nur um Mechanität und analysierbare Atomistik handelt, sondern immer um den organischen Aufbau zur Form eines Ganzen, Einmaligen, Einzigartigen. Es ist letztlich immer die Seele als Ganzes, die wir vor Augen haben, wenn wir Seelisch-Einzelnes zergliedern und erklären. So bleibt unser Tun lebensvoll und lebensnah. Alle empirische Wissenschaft ist gebunden an ihr Ziel: Gesetze zu finden, Erklärungen, Mechanik. Sie ist in diesen Möglichkeiten beschränkt; sie erreicht nie das Ganze, immer nur das Allgemeine — und vom Allgemeinen aus wiederum das Einzelne, soweit es sich aus dem Ganzen herauslösen läßt. Aber auf diesem Wege ist sie gesichert und mit allen Kautelen umgeben. Wenn sich also beide Einstellungen die Wage halten, werden die konstruktiven Theoriebildungen psychologischer Mechanistik und Kausalisierung immer wieder durch das Erleben gebändigt, daß sie nicht das einzige und nicht einmal das bezeichnende Wort der Wirklichkeitsabbildung sind. Und wenn Individualpsychologie als Korrektiv auch zunächst nur fiktive Geltung beansprucht, so harrt sie doch des metaphysischen Fundaments, kraft dessen sie als Idee vollendet gedacht werden kann.

Dadurch kommt in die Psychologie eine Spaltung, die anderen empirischen Disziplinen fremd ist. Zugleich aber kommt dadurch ein gewisser künstlerisch-intuitiver, nachschöpferischer Charakter in die Wissenschaft hinein, sobald sie sich von toter Schablone entfernt. Hier liegt ein großer Reiz und eine große Versuchung, angesichts deren weder ein banausisches Übersehen des persönlichen Faktors verantwortlich ist noch ein allzu starkes Nachgeben vor diesem nachschöpferischen persönlichen Moment, welches sich vordringlich in die Wissenschaft hineinprojiziert. Die Unsicherheit, welche diese Spaltung notwendigerweise mit sich bringt, wird aber reichlich aufgewogen durch den Vorzug, beim Erfassen des Wesentlichen an fremden Ichen in der Nähe der letzten großen Fragen und Geheimnisse überhaupt zu weilen.

Über die neuere Konstitutions- und Vererbungslehre*)

Von Dr. med. HEINZ LEBENSTEIN (Freiburg i. Br.)

Bei der Vorbereitung zu diesem Referat hat sich herausgestellt, daß es völlig unmöglich ist, dem Thema entsprechend über sämtliche neueren Konstitutions- und Vererbungslehren referierend zu berichten. Lediglich einige Gesichtspunkte können in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit hervorgehoben werden. Selbst das Problem der Konstitutions- und Vererbungslehre und vor allem ihre Beziehungen

*) Nach einem Vortrage, gehalten in der Ortsgruppe Berlin des Internationalen Vereines für Individualpsychologie.

zur Individualpsychologie können hier nicht näher entwickelt werden. Für heute will ich versuchen, mit schärfster Konzentration lediglich Fundamentalbegriffe zu erfassen.

Die Zeiten, in denen der Begriff „Konstitution" in der Medizin wie ein Schicksal lähmend über dem therapeutischen Tun hing, scheinen endgültig vorbei zu sein. Speziell in dem am meisten von dem Konstitutionsbegriff betroffenen Teil der Medizin, der Psychiatrie, hat die Individualpsychologie, was ich in diesem Kreise als bekannt voraussetze, neue und man kann wohl sagen, bessere Anschauungen entwickelt. Wir haben zum größten Teil die Zeit noch miterlebt, in der ein „konstitutionell" Erkrankter gleichzeitig als hoffnungslos erkrankt galt. Hoffnungslos allerdings nicht quoad vitam, sondern quoad reparationem: Kurzum, wir stehen dem Konstitutionsbegriff heute anders gegenüber und lassen uns bezüglich therapeutischen Handelns durch ihn keine Einschränkungen auferlegen.

Was ist nun Konstitution? Zunächst ein Begriff, der aus der ärztlichen Praxis entstanden ist, und zwar dadurch, daß von jeher Ärzte Eigenschaften ihrer Patienten beobachteten, die nicht zu den eigentlichen Krankheitssymptomen gehörten und dennoch Anhaltspunkte für die ärztliche Indikation und besonders für die Prognose gaben. Also Symptome, die nicht eigentliche Krankheitssymptome sind, in Zusammenhang und Kombination, das bezeichnen wir als Konstitution. Wenn aber gewöhnlich von Konstitution gesprochen wird, dann erleben wir eine plötzliche Begriffsverwirrung. Der Begriff Konstitution, der eben noch ganz klar und eindeutig erscheint, wird völlig unklar. Er ist unter Umständen je nach Bedarf Konstitution und Konstitutionsanomalie, Habitus, Status, Diathese, ja Disposition und Typ, kurzum ein Durcheinander von Begriffen, die sich zum Teil decken, zum Teil auch gerade entgegengesetzt sind. Es wird nötig sein, auf einige von ihnen einzugehen. Sehen wir uns zunächst in diesem Zusammenhange als Grundlage der Konstitution die Vererbung an.

Wir unterscheiden heute fast allgemein statt „erblich" und „nichterblich" den Idiotypus von dem Paratypus. Unter Idiotypus verstehen wir die Summe aller erblichen Anlagen beim Individuum. Unter Paratypus verstehen wir alles, was nicht im Idiotypus bedingt, sondern durch Außenfaktoren hervorgerufen ist. Diese beiden Begriffe sind natürlich konstruiert und lediglich Verständigungsmittel. Das, was wirklich existiert, bezeichnen wir nach Johannsen als Phänotypus.

Erwähnen möchte ich nur, daß außer diesen noch verschiedene andere Bezeichnungen als Grundlage der Erblichkeitslehre geführt werden; es würde aber zu weit gehen, sich darauf einzulassen.

Das Individuum und seine Symptome sind also phänotypisch, wobei die Symptome aus idiotypischen und paratypischen zusammengesetzt sind. Konstitution und Idiotypus werden gelegentlich als identisch erachtet, häufiger aber noch Konstitution und Phänotypus. Das ist ganz falsch, denn wenn wir uns vorstellen, daß im Phänotypus jede Eigenschaft enthalten ist, die momentan zur Beobachtung kommt, so müßte z. B. ein Furunkel oder eine Bartflechte konstitutionell sein.

Gehen wir von der ursprünglichen Betrachtung aus, nach welcher der Begriff der Konstitution aus der ärztlichen Beobachtung stammt, dann klärt sich der Widerspruch. Während Idiotypus und Phänotypus biologisch-theoretische Begriffe sind, ist Konstitution ein klinischer Begriff. Mit dieser Erkenntnis nähern wir uns endlich der Definition des Konstitutionsbegriffes.

Nach Siemens ist Konstitution nicht die Beschaffenheit des Organismus an sich, sondern nur insoweit, als von ihr seine Reaktionsweise gegenüber Reizen und folglich seine Disposition zu Krankheiten abhängt.

Ist das klar? Ganz gewiß nicht. Aber wir können uns auf den Kopf stellen, und der Konstitutionsbegriff wird keineswegs klarer. Ich muß gestehen, je mehr ich mich mit dem Begriff einlasse, desto schattenhafter wird er. Sagen wir also heute z. B. von einem Patienten, „es liegt in seiner Konstitution", so geben wir damit zu,

daß wir eine individuelle Erscheinungsform beobachten, deren Ursachen wir eigentlich nicht kennen.

Wesentlich klarer dagegen ist der Begriff der Disposition, den wir auch in der Definition der Konstitution verwendet haben. In der Disposition sehen wir nämlich einen streng spezifischen Begriff, der ohne Beziehung auf eine bestimmte Krankheit nicht denkbar ist. Disposition ist Krankheitsbereitschaft und kann naturgemäß ebenfalls idiotypisch und paratypisch sein. Betrachten wir also die Konstitution als eine Disposition für die Disposition.

Nach diesen Definitionen wollen wir uns endlich mit der Vererbungslehre selbst auseinandersetzen. Die moderne Vererbungslehre hat immer noch zur Grundlage die im Jahre 1900 erfolgte Wiederentdeckung jenes Vererbungsgesetzes, welches der Augustinerpater Gregor Mendel — eigentlich heißt er Johann Mendel — um 1850 gefunden hat. Die Bedeutung der Mendelschen Entdeckung für die Medizin ist lange Zeit erheblich überschätzt worden. Mehr noch wie mit dem Wort „konstitutionell" schob man mit dem Begriff „vererbt" alles ab, was der medizinischen Erkenntnis verschlossen war. Wie jede junge Wissenschaft mit Riesenschritten davon und bisweilen über ihre Grenzen stürmt, so glaubte auch die Vererbungswissenschaft zeitweise, jede Erscheinung in der Natur mit ihren Methoden erklären zu müssen und auch zu können. Erst der Individualpsychologie blieb es vorbehalten, die Grenzen der Vererbung und den bestimmenden Einfluß anderer Faktoren, wie Milieu und Erziehung, zu kennzeichnen, so daß heute mit dem Schlagwort „erblich" oder gar „erblich belastet" keineswegs ausgedrückt wird, daß etwas Unabänderliches vorliegt. Nichtsdestotrotz hat die Individualpsychologie, diese junge Wissenschaft, die im Begriffe steht, Weltanschauung zu werden, bisweilen das Bestreben, in denselben Fehler zu verfallen, in den die Vererbungslehre verfallen war, daß sie nämlich die Grenzen ihrer Wissenschaft übersieht und Konstitution und Vererbung überhaupt nicht mehr berücksichtigt. Leider kann ich im Rahmen dieses Referats gerade auf diese Beziehungen nicht näher eingehen. Ich sehe in Konstitutions- und Vererbungslehre und Individualpsychologie zwei wissenschaftliche Gebiete mit vielen Berührungspunkten und gegenseitiger Begrenzung.

Die Bedeutung der Mendelschen Entdeckung lag darin, daß sie ein zahlenmäßiges Gesetz bei den Vererbungserscheinungen aufwies, gleichsam die Mathematik in die Vererbungswissenschaft einführte und damit die Vererbungslehre in die Reihe der exakten Naturwissenschaften stellte. Ich nehme an, daß die Mendelsche Vererbungslehre bekannt ist. Auf die Grundlage des Mendelismus will ich trotzdem noch in aller Kürze eingehen. Stellen Sie sich zwei Individuen einer Blumenart vor, von denen das eine konstant rot, das andere konstant weiß blüht. Kreuzen Sie diese beiden, und Sie sehen in F. 1, d. h. in der ersten Filialgeneration, also in der ersten Nachkommenschaft, ausschließlich rosafarbige Blüten. Die Bastarde stehen also äußerlich in der Mitte zwischen beiden Eltern. Kreuzen wir nun die rosafarbenen F. 1-Bastarde untereinander weiter, so erhalten wir in F. 2, der zweiten Filialgeneration, bei den Enkeln also, nicht etwa rosa blühende Pflanzen, wie man von vornherein erwarten könnte, sondern rot, rosa und weiß blühende, und zwar in einem ganz bestimmten Zahlenverhältnis. Es gleicht nämlich ein Viertel der F. 2-Pflanze den einen Großeltern, ein Viertel den anderen Großeltern und zwei Viertel den Eltern, so daß wir also ein Viertel rote, zwei Viertel rosafarbene und ein Viertel weiße Blumen erhalten.

Das ist ganz erstaunlich und nur zu erklären, wenn man die Mathematik zu Hilfe nimmt. Aber es würde zu weit führen, wollte ich nun auch diese Erklärung abgeben, ich muß mir auch versagen, auf Hetero- und Homozygotie, Rückkreuzung, Dominanz, Rezessivität und andere Fundamentalbegriffe sämtlicher Vererbungslehren einzugehen.

Die experimentalen und zytologischen Tatsachen, welche die moderne Vererbungsforschung zutage gefördert hat, geben uns völlig neue, theoretische Vorstel-

lungen von den Problemen der Erblichkeit. Es ist durchaus nicht so, daß einem erblichen Merkmal in der Erbmasse des betreffenden Individuums einfach eine Erbanlage entsprechen müßte. Jede erbliche Eigenschaft ist von zwei Erbanlagen abhängig, die zu einem Paar zusammengekoppelt sind. Die Erbmasse eines Individuums setzt sich aus unzähligen solchen Erbanlagepaaren zusammen, wobei der eine Paarling stets vom Vater, der andere von der Mutter stammt. Völlig neu und unerwartet ist jedoch, daß diese beiden Paarlinge niemals miteinander verschmelzen, sondern daß sie, so wie sie von den Eltern empfangen worden sind, an die Kinder weitergegeben werden. Jedes Kind erhält dabei von einem Erbanlagepaar immer nur einen Paarling, da bei der Bildung der reifen Geschlechtszelle die Hälfte der elterlichen Erbmasse verlorengeht. Infolgedessen besteht die Erbmasse der Enkel aus den unveränderten einzelnen Erbanlagepaaren der Großeltern, Urgroßeltern usw., nur daß dieselben bei den verschiedenen Zeugungen durcheinandergewürfelt wurden und vor jeder Zeugung die Hälfte von ihnen verlorenging. Wir haben also mit jedem unserer Eltern genau die Hälfte der Erbanlagen gemeinsam. Allerdings ist das nicht so zu verstehen, daß wir die Anlage für ein Organ vom Vater und die Anlage für ein anderes von der Mutter haben, sondern jedes einzelne Organ, jedes einzelne Merkmal ist zur Hälfte durch den Vater, zur Hälfte durch die Mutter bedingt. Deshalb ist es keineswegs gerechtfertigt, wenn man sagt, man habe diese oder jene Eigenschaft, z. B. die Farbe der Augen, vom Vater geerbt. Denn jeder derartigen Eigenschaft liegt ja im Erbbilde stets ein Anlagepaar zugrunde, dessen einer Paarling vom Vater und dessen anderer von der Mutter stammt. In jedem Falle hat man also die idiotypische Grundlage z. B. seiner Augenfarbe sowohl vom Vater wie von der Mutter ererbt. Wenn trotzdem die Augenfarbe mit der Augenfarbe des Vaters in auffälliger Weise übereinstimmt, so ist das weniger ein Ausdruck der Vererbung als vielmehr ein Ausdruck der Dominanz.

Unter Dominanz verstehen wir das Überdecken einer Eigenschaft im Gegensatz zu der Rezessivität, der Überdeckbarkeit. Z. B. im Falle der roten und weißen Blume ist rot dominant über weiß oder umgekehrt, weiß wird von rot überdeckt, es verhält sich rot gegenüber rezessiv. Bei einem braunäugigen Vater hat man eben deshalb die braunen Augen des Vaters, weil der vom Vater stammende Erbanlagepaarling für braun, den von der Mutter stammenden Paarling für blau überdeckt. Oder man hat die blauen Augen der Mutter, weil man auch vom Vater eine bei ihm rezessiv, das heißt also überdeckte Anlage für blau geerbt hat.

Wir sehen, daß der Vererbungsbegriff des Laien sich diesbezüglich nicht mit dem biologisch-wissenschaftlichen Vererbungsbegriff deckt. Denn der Nichtbiologe betrachtet im allgemeinen nur die Vererbungsmerkmale und spricht deshalb von einer Vererbung nur da, wo infolge von Dominanz oder anderen Voraussetzungen bei Eltern und Kindern die Gleichheit körperlicher und geistiger Eigenschaften äußerlich in die Erscheinung treten. Der Biologe dagegen spricht überall da von Vererbung, wo idiotypische Anlagen bei Vorfahren und Nachkommen übereinstimmen, gleichgültig, ob sie sich am Individuum phänotypisch manifestieren oder ob sie verborgen bleiben. Wenn die Deszendenztheorie richtig ist, so stammen die Erbsubstanzen der heute lebenden Menschen, Tiere und Pflanzen in gerader Linie von den ersten Vertretern organischen Lebens auf der Erde ab. Wir haben deshalb keinen Grund zu der Annahme, daß der Untergang zahlreicher Völker, wie wir in der Geschichte gelernt haben, durch irgendeine biologische Notwendigkeit diktiert gewesen wäre. Das Erbplasma an sich altert nicht und hat ewiges Leben. In Übereinstimmung mit der Weißmannschen Lehre von der „Kontinuität des Idioplasma", die ich hier leider nur erwähnen kann, zeigen uns die modernen Vererbungsexperimente, wie die einzelnen Erbeinheiten zwar durch die zweigeschlechtliche Zeugung gemischt, aber doch in ihrem Wesen unberührt, in ewigem Spiele durch die Kette der Generationen wandern.

Zusammenfassend kann man sagen: alle Vererbung beruht auf dem Weitertragen von Erbanlagepaaren, dabei geht von jedem Paar stets ein Paarling durch die sogenannten Reifungsteilungen der Geschlechtszellen verloren. Jede Erbanlage geht daher bei jeder Zeugung zur Hälfte auf das Kind über, wobei ich nochmals wiederholen möchte, daß Erbanlage nicht mit Eigenschaft identisch ist. Das ist das Fundamentale und Neue, das als wissenschaftliche Bestätigung individualpsychologischer Methoden akzeptiert werden kann. Dazu kommt noch eine Erkenntnis, die wir Erwin Baur verdanken. Nämlich, daß eigentlich mit den Erbanlagen nur Reaktionsweisen vererbt werden. Der Neger z. B. vererbt auf seine Nachkommen nicht die schwarze Hautfarbe, sondern nur die Fähigkeit, auf bestimmte äußere Einflüsse, teils auf Beleuchtung, teils schon auf die gewöhnlichen Reize des ontogenetischen Wachstums hin, große Mengen von Pigment in Epidermis und Cutis anzuhäufen.

Ist man der Ansicht, daß nicht die Krankheit, sondern nur die Disposition dazu vererbbar sei, so ergibt sich im Lichte der Baurschen Betrachtungsweise, daß nicht die Krankheitsdisposition selbst, sondern eigentlich auch nur die erbliche Anlage zur Krankheitsdisposition vererbt sei. Noch modernere Vererbungslehren unterziehen auch die Baursche Ausdrucksweise, daß nur Reaktionsmöglichkeiten erblich seien, einer scharfen Kritik. Nehmen wir beispielsweise an, daß von eineiigen Zwillingen der eine mit einem Antigen gespritzt wurde, der andere nicht. Trotzdem beide erbgleich sind, reagieren sie nunmehr völlig verschieden gegenüber den betreffenden Infektionserregern. Es ist deshalb richtiger anzuerkennen (nach Lenz), daß nicht diese oder jene Reaktionsfähigkeit vererbt werden kann, sondern daß eine bestimmte Summe von Reaktionsfähigkeiten vererbt wird, denn die gesamte Summe der Reaktionsfähigkeiten muß bei idiotypisch übereinstimmenden Individuen natürlich immer die gleiche sein.

Es war nötig, auf diese Dinge einzugehen, weil die Erkenntnis der Relativität der Begriffe des Erblichen von Wichtigkeit ist. Allerdings muß man sich in der Erkenntnis dieser Relativität vor übertriebenen Schlußfolgerungen hüten; speziell bei der Baurschen Darstellungsweise, daß Eigenschaften niemals erblich sein könnten, sondern nur Reaktionsweisen. Schließlich kann man sich die Entstehung keines Merkmales, keiner Eigenschaft unter völliger Ausschaltung der erblichen Anlage oder unter völliger Ausschaltung aller Umwelteinflüsse vorstellen. Wenn auch jede Eigenschaft ein Reaktionsprodukt der erblichen Anlagen auf die Umwelteinflüsse darstellt, so ist doch bisweilen der Einfluß eines dieser beiden Faktoren derart gering, daß man in solchen Fällen einfach von erblichen Merkmalen, paratypischen Eigenschaften und dergleichen sprechen kann. Es hat sicher keinen Zweck und könnte höchstens irreführend wirken, wenn jemand behaupten wollte, die Hämophilie (Bluterkrankheit) sei kein erbliches Leiden, weil nicht sie selbst, sondern die hämophile Erbanlage vererbt wäre.

Noch kurz etwas über die Vererbung erworbener Eigenschaften. Wir halten es heute für gänzlich ausgeschlossen, daß sich erworbene, also doch „nicht erbliche" Eigenschaften vererben. Die Beweisführung für die Vererbung erworbener Eigenschaften ist meines Wissens bisher nicht geglückt. Dagegen besteht der Gegenbeweis durch ihr ständiges Ausbleiben. Man denke nur an die Nichtvererbbarkeit der Sprache, wie aller Übungsresultate und Dressurergebnisse, der Masernimmunität, der Kupierung und rituellen Verstümmelungen usw. Ganz falsch ist es, wie es heute noch geschieht, alle gesundheitlichen Schäden, die sich bei dem Nachwuchs von Alkoholikern, Syphilitikern, Tuberkulösen, Tropeneuropäern zeigen, ohne weiteres als erblich anzusprechen. Es besteht lediglich die Möglichkeit, daß die Minderwertigkeiten, z. B. bei Alkoholkindern, soweit sie sich nicht einfach durch idiotypische Minderwertigkeit der trinkenden Eltern erklären, vorwiegend paratypischer Natur sind. Das ist ja in diesem Kreise, wenn auch unter anderer Formulierung, bekannt und gehört zu den Voraussetzungen der Individualpsychologie, obwohl

Adler selbt in „Heilen und Bilden“ noch mit dem Begriff der Keimschädigung arbeitet. Erwähnen möchte ich noch, daß einstweilen nicht einmal sicher ist, ob überhaupt unter den Kindern von Trinkern usw. eine größere Anzahl von Minderwertigen vorkommen, als sich infolge der wahrscheinlich häufigen, idiotypischen Minderwertigkeit der Eltern, der eventuellen Ansteckung und dem oft proletarischen Milieu von selbst versteht. Diesbezügliche Untersuchungen, speziell von Wauschkuhn und Meggendorfer, haben bisher ein negatives Resultat ergeben.

Gestatten Sie mir nun noch eine Kuriosität aus dem Gebiete der Vererbungslehre zu erwähnen. Sie haben gewiß von A.- und D.-Tafeln gehört, diesen beiden Elementen der Genealogie. A. ist Aszendenz-Ahnentafel und D. Deszendenz-Nachkommentafel. Beide wurden von der Genealogie eifrig gepflegt. Die Vorlage der A.-Tafel mit 16 und mehr Ahnen wurde als sogenannte Ahnenprobe verlangt. Die D.-Tafel demonstrierte die Abkunft und für den ältesten Namensträger meist das Recht auf das Erbe. Die A.-Tafel verzeichnet sämtliche direkten Vorfahren eines Individuums, des sogenannten Probanden. Die Zahl der direkten Vorfahren verdoppelt sich mit jeder Generation, je weiter wir zurückgehen. Hieraus folgt, daß ein Mensch, der heute lebt, zur Zeit des 30jährigen Krieges, das heißt also vor ungefähr neun Generationen, 512, zur Zeit von Christi Geburt jedoch über 18 Billionen verschiedene Vorfahren gehabt haben muß. Das besagt, daß zwischen allen Menschen, wenigstens derselben Kontinente und Kulturkreise, eine sehr enge Blutsverwandtschaft bestehen muß.

Noch ein Wort über die Inzucht und ihre angebliche Schädlichkeit. Wir haben bisher keinen Grund zu der Annahme, daß die Inzucht als solche unbedingt schädlich sein muß. Ob die engste Form der Inzucht, die Inzestzucht, beim Menschen üble Folgen hat, wissen wir auch nicht. Im alten Orient war sie jedenfalls keine seltene Erscheinung. Bei den alten Iraniern waren Ehen zwischen Eltern und Kindern erlaubt. Wir kennen eine ganze Reihe von Herrscherhäusern des Altertums, ich erinnere nur an die Ptolemäer, die sich lange Zeit durch Geschwisterehen fortpflanzten. Es ist nicht bekannt, daß diese Inzestzucht von Schaden gewesen ist. Aber selbst dort, wo die Inzestzucht von schlechten Folgen begleitet ist, sind diese Schäden ohne Bedeutung, da sie erfahrungsgemäß durch Kreuzung mit weniger nah verwandten Individuen wieder verschwinden. Anderseits muß man sagen, daß die Erfolge unserer Tier- und Pflanzenzüchter ohne Inzucht mäßigen Grades nicht denkbar wären. Ein Vorgang, den die Tierzüchter als Konsolidierung der Blutlinien bezeichnen. Dagegen läßt sich eine statistische Häufung der elterlichen Blutsverwandtschaft bei den rezessiv erblichen Krankheiten nachweisen. Das ist ja selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß für einen Menschen, der eine rezessive Krankheitsanlage in sich birgt, die Wahrscheinlichkeit besonders groß ist, einen mit der gleichen Anlage zu heiraten, wenn er eine Verwandtenehe eingeht.

Zum Schluß bedauere ich nochmals, im Rahmen dieses Referats nur rein formale Dinge gesagt haben zu können, und gebe der Hoffnung Ausdruck, in einem zweiten Vortrage über die Konstitutionslehre speziell und ihre Beziehungen zur Individualpsychologie Ausführungen machen zu dürfen.

Die Ehe als Aufgabe

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)

Die größte Erschwerung der Ehe als Aufgabe liegt nicht etwa in der Unfähigkeit der Menschen oder des modernen Menschen zur Monogamie. Von Natur neigt der homo sapiens weder zur Monogamie noch zur Polygamie. Die höheren seelischen Werte sind aber in solchem Maße der monogamen Ehe zugeteilt,

daß nur der Schwachmütige ihr auszuweichen geneigt ist. Damit ihm dies gelinge, dirigiert er seine Neigung in andere Richtung. Dann freilich empfindet er so, wie es seine Schwachheit verlangt. Ehelosigkeit, polygame oder polyandrische Neigungen und Perversionen erweisen sich immer als Ausbiegungen vor der Aufgabe der Ehe. Untreue steht so sehr mit den Aufgaben der Ehe in Widerspruch, daß sie mir gleich dünkt mit der Loslösung von diesen Aufgaben, als ein häufiges Kompromiß, das der Ehe zuwiderläuft. Wo immer ich Einblick hatte, stets kam es zum Ehebruch in einer Stimmungslage, in der man mit Recht ohnmächtige Wut hätte erwarten dürfen. Dann verklärt meist die Liebe den Treubruch, „die alles entschuldigt“, und die allzeit bereite, im Zorn gesteigerte Sexualität ergibt die mildernden Umstände. Offensichtliche Zwangslagen, wie langandauernde Entfernung, chronische Krankheiten oder Siechtum eines der Partner, können eine andere Beurteilung der Treulosigkeit erfordern, sind einer Behinderung der Ehe gleichzusetzen, wie ja auch der Tod eine Lösung herbeiführen kann. Aber ich habe öfters beobachten können, wie sich nach dem Tode eines Partners die Furcht vor einer neuen Ehe in sichernde Selbstvorwürfe kleidet, oder wie der Versuch unternommen wird, die Ehe mit dem Toten weiter zu führen.

Verschiedenheit der sozialen Schichten erscheint uns nicht als ein unüberwindliches Hindernis. Anfängliche Schwierigkeiten sind bei einiger Geduld leicht zum Verschwinden zu bringen, besonders wenn der gesellschaftliche Verkehr in der Folge sich einheitlich abwickelt. Dagegen wirkt oft der Widerstand von Schwiegereltern verheerend. Meist hat man es da mit kriegsgeübten Personen zu tun, die sich ihres Einflusses wohl bewußt sind. Ihr Sprößling, Sohn oder Tochter, war immer schon unter ihrem Druck gestanden. Nun, wo er vielleicht zum ersten Male selbständig zu handeln wagt, quält man ihn mit bösen Voraussagungen oder gibt ihm gar den Fluch der Eltern ins Brautbett mit. Kein Wunder, daß beide Ehegatten ängstlich und gegeneinander mißtrauisch werden, daß sie einen falschen Richtungspunkt bekommen und nun jede Bewegung daraufhin prüfen, ob nicht die unzufriedenen Alten recht haben. Dazu die Gekränktheit des angefeindeten Partners, der viel Seelengröße besitzen müßte, um diese herbe Mitgift nicht zum Gift für seine Stimmung werden zu lassen. Es ist freilich das Recht der Eltern, die Liebeswahl ihrer Kinder zu beraten, sogar zu beeinflussen, aber sobald die Bindung erfolgt ist, sind auch sie gebunden, die vorliegende Aufgabe der Ehe nach Kräften zu fördern. Dies gilt auch für Fernerstehende. Solange das Werk einer Ehe besteht, sind nur günstige Beeinflussungen statthaft. Dieser Grundsatz wächst deutlich aus dem Gemeinschaftsgefühl hervor und richtet unsere Stimmung fast instinktiv gegen den Störer der Ehe.

Große Altersunterschiede sind im allgemeinen nicht gerade förderlich. Ich habe oft gefunden, daß sie eine Schwachmütigkeit eines oder beider Partner zur Voraussetzung haben. Die Liebeswahl vollzieht sich dabei allzusehr bedingungsweise, als ob andernfalls zu große Bedenken bestünden, als ob das Heil der Ehe nicht aus eigener Kraft, sondern durch einen Kunstgriff gefunden werden müßte.

Die Ehesituation ergibt uns wie in einem Experiment, ob die Vorbereitungen gelungen sind oder nicht. Menschen, die auch sonst im Leben größere Mängel in ihrer Vorbereitung für das gesellschaftliche Leben, für den Beruf, für die Liebe gezeigt haben, die immer „Pech“ gehabt haben, die immer gewechselt haben, sei es Beruf, Freundschaft oder Liebe, werden sich oft als mangelhaft vorbereitet erweisen und auch bei der Aufgabe der Ehe versagen. Ebenso versprechen Nervöse kein frohes Eheleben und werden stets Privilegien verlangen. Es wäre ein wahrer Segen für die Ehe, für die Menschheit und für die kommende Generation, wenn vor jeder Eheschließung von erfahrenen Individualpsychologen eine Eheberatung durchgeführt würde, in der Absicht, mangelhafte Vorbereitungen zu ergänzen und fehlerhafte Stellungnahmen zu verbessern.

Dort, wo auch ein festes Vertrauen bestünde, müßte auch die zuweilen schmerzliche Vorgeschichte zur Sprache kommen. Solche Erörterungen unter Ehegatten sind oft zwecklos oder schädlich, weil meist der zweite anders hört, als der erste erzählt. Manchmal wäre es vorteilhaft, solche Beratungen eine kurze Zeit über die Eheschließung hinaus zu führen, um Erfahrungen aus einem großen Kreis den einzelnen nutzbar zu machen.

Auch schlechte Gewohnheiten aus früherer Zeit können die Harmonie stören und die Ehe gefährden. Unordentliches Wesen, Pedanterie, Überempfindlichkeit, trotzige Opposition, Unsauberkeit in Wort und Haltung, Schamlosigkeit, herrisches Wesen, Jähzorn, wildes Geschrei usw. müssen als mangelhafte Vorbereitungen angesehen werden und hindern auch den Partner am gedeihlichen Aufbau der Ehe. Diese Zeichen stellen sich oft mit unausrottbarer Stärke erst ein, häufig durch nervöse Symptome ergänzt, wenn der Wille zur Ehe bereits erloschen ist, die Aufgabe als gescheitert empfunden wird. Die Schwachmütigkeit der Menschen bringt es mit sich, daß solche Ehen erst nach vielen Jahren auseinandergehen, die schon lange nicht mehr bestanden haben.

Für alle die Schwierigkeiten gibt es derzeit keine beratende Instanz. Ebensowenig für Menschen, die aus einer gescheiterten Ehe, in der Regel mit ihren alten Fehlern behaftet, zu einer neuen Ehe schreiten. Alle diese Unzulänglichkeiten stammen ja aus der Kindheit, sind lange trainiert und können nur durch eine richtige psychologische Methode entwurzelt werden, weil der Irrende niemals weiß, an welcher Stelle er mit seiner Korrektur ansetzen muß. Seine falsche Perspektive aufs Leben ist ihm so sehr zu eigen geworden, daß er alle Erlebnisse dreht und wendet, bis er recht zu haben glaubt. Dann geht er in seiner alten Schablone weiter.

Aus unserer Darstellung geht hervor, daß neben wenigen, die in der Ehe eine unausweichliche, in mitmenschlicher Art lösbare Aufgabe erblicken, viele andere daran scheitern, daß sie diese Aufgabe gar nicht sehen oder ihre Lösung von ihrem Partner oder von günstigen Zufällen erwarten.

Psychische Stummheit

Ein Fall aus dem individualpsychologischen Erziehungsheim

Von Dr. ALICE FRIEDMANN (Wien)

Aus dem Tagebuche Klara Schumanns: „Ich wurde geboren den 13. September 1819 zu Leipzig in der hohen Lilie und erhielt den Namen Klara Josephine. Mein Vater hatte ein Leihinstitut zu versehen und nebenbei einen kleinen Handel mit Pianoforten angefangen. Weil nun mein Vater zugleich mit der Mutter viel Unterricht gab und letztere selbst täglich ein bis zwei Stunden spielte, so wurde ich meist der Magd überlassen. Diese war eben nicht sprachselig, und daher mochte es wohl kommen, daß ich erst zwischen dem vierten und fünften Jahre einzelne Worte zu sprechen anfing und zu dieser Zeit auch ebensowenig verstehen konnte. Klavierspielen hörte ich jedoch sehr viel, und mein Gehör bildete sich dadurch leichter für musikalische Töne als für die Sprache aus. Ich lernte aber zeitig laufen, so daß ich im dritten und vierten Jahre mit meinen Eltern spazierengehen und stundenlange Wege zurücklegen konnte.

Da ich so wenig sprechen hörte und selbst dazu so wenig Lust bezeigte, auch mehr in mich verschlossen war, unbekümmert, was um mich sich zutrug, so klagten meine Eltern oft, besonders als ich anfing zu sprechen, daß ich schwer höre; und dies hatte sich noch nicht ganz im achten Jahre verloren, ob es sich

gleich besserte, je mehr ich selbst zu sprechen anfing und je mehr ich bemerkte, was um mich und mit mir geschah.

Ostern 1821 zogen meine Eltern in Kupfers Haus ins Salzgäßchen, und hier war es, wo ich meine Mutter verlieren sollte. Dieselbe verließ nämlich meinen Vater 1824 den 12. Mai, um ihrer Scheidung wegen nach Plauen zu gehen."

Das Tagebuch ist zum Teil von Friedrich Wieck, dem Vater Klaras, dessen herrschsüchtige Liebe für ihr ganzes Leben bestimmend war, verfaßt. Diese Liebe verwandelte sich völlig in Herrschsucht und feindselige Verfolgung, als die Tochter sich mit Robert Schumann verheiraten wollte. Sie muß auch auf der Kindheit erdrückend gelastet haben. Der Zwist der Eltern und der Verlust der Mutter, die wortkarge Dienerin sind wohl ausschlaggebend für das lange Schweigen des Kindes gewesen, das später Feinhörigkeit und Ausdrucksfähigkeit in so hohem Grade erwerben sollte. Der Zusammenhang von Defekt und Talent ist in dieser Lebensgeschichte deutlich.

Er ist mir bei Beobachtung und Führung eines „stummen" sechsjährigen Mädchens in unserem Heim immer vorgeschwebt.

Dieses Kind, welches den großen und für sein Alter besorgniserregenden Mangel aufweist, daß es unsere Sprache noch nicht erlernt hat, erscheint uns und jedem Besucher unseres Heimes als vollkommen schön und gesund. Degenerationszeichen sind bei genauerer Untersuchung kaum zu konstatieren, Blick und Gesichtsausdruck sind intelligent, man könnte fast sagen wissend: so daß die Diagnose auf Schwachsinn jeder erkennbaren medizinischen und psychologischen Grundlage entbehrt. Dagegen ist die Lebensgeschichte des Mädchens lehrreich und dazu angetan, uns einem Rätsel verstehend näher zu bringen.

Der Vater des Kindes ist nach allen Berichten ein schwacher und sehr egoistischer Mensch. Die Mutter ist das Bild einer guten Frau, hilfreich und tüchtig, aber nicht ohne ausgeprägtes Machtstreben. Nach neun Jahren Ehe, die sie als ihre Flitterwochen bezeichnet, wünschte sie sich ein Kind. Das war scheinbar der Wendepunkt in dieser Ehe. Der Mann, welcher bis dahin seine Frau allein beherrscht hatte, gibt ihr heute die Schuld an der Fehlentwicklung des Kindes, da „er es ja nicht gewollt habe". (Der Verdacht auf eine Geschlechtskrankheit des Mannes wird von seiten des Hausarztes als unbegründet bezeichnet.) Er ist im Laufe der Zeit immer tiefer entmutigt worden, da er ein Geschäft ausübt, dem seine Frau trotz häuslicher Inanspruchnahme besser gewachsen ist.

In einem solchen Haushalt konnte sich das Kind nicht durchsetzen. Vom Vater hatte es nichts zu erwarten, und die Mutter entschied sich, dem „Hausfrieden" zuliebe, gegen das Kind. Sie gab es zu Verwandten in Pflege, noch ehe es zu stammeln begann. Mit 18 Monaten verfiel es in eine schwere Krankheit. Die Klinik gibt bei späterer Erkundigung die Auskunft: Lungenentzündung. Manche Ärzte vermuteten im nachhinein Kopfgrippe. Die Art der Erkrankung läßt sich jedenfalls heute nicht mehr feststellen. Die Mutter des Kindes war damals krank, die Großmutter starb. Das Kind kam aus dem Spital als aufgegeben nach M. in Pflege und verblieb dort 3½ Jahre, den wichtigsten Abschnitt der menschlichen Entwicklung. Von da an erweiterte es seinen Wortschatz nicht mehr. Es blieb bei „Mama", „Papa", „bitte" und einigen wenigen Worten der Kindersprache stehen. Der wichtigste Anschluß an die Umgebung wurde vermieden. Die Entwicklung nahm einen anderen Weg, unterstützt durch den Umstand, daß die Wahl der Pflegeeltern auch nicht gerade gut ausgefallen war.

Das Kind fand bei ihnen den Zwist wieder, der zu Hause um seine kleine Person getobt hatte. Es fand die Überlegenheit der Mutter in der Pflegemutter wieder vor, den schwachen, hysterischen Vater im Pflegevater. „Papa" und „Mama" aus dem Munde dieses Kindes war von anderer Bedeutung und anderem Umfange als in der Sprache der Kinder. Es war nicht der Ausdruck für das Verbundensein

mit zwei bestimmten Personen, die schon die kleinsten Kinder erkennen. Es war nicht mehr als ein Gattungsname, der auf alle angewendet werden kann.

Das Kind erfuhr gleichzeitig Verwöhnung und autoritative Strenge, die Unvernunft und den Kampf beider Prinzipien. In diesem Unfrieden schloß es sich eher an den Pflegevater an, der, sonst wortkarg und mürrisch, dem Kinde gegenüber weich war. Die „strenge Erziehung" der Pflegemutter fürchtete es. Die Verfehlungen dieser Erziehung sind in vollem Umfang nicht mehr festzustellen. Das Kind soll übermäßige Zärtlichkeit erfahren, auch mit den Pflegeeltern das Bett geteilt haben. Dabei ging eine vollständige Isolierung des Kindes vor sich. Es lernte seinesgleichen niemals kennen, kam nie mit anderen Kindern zusammen. Sein eigener Name wurde ihm eine Gattungsbezeichnung für Kinder, die es auf Bildern sehen lernte. Doch beteiligte sich die ganze Umgebung an seiner Verwöhnung. Es spielte fast die Rolle einer Schönheit von M., stand am Fenster, grüßte die Vorübergehenden und ließ sich bewundern.

Indessen scheint die kleine Dora niemals die Wärme und Sicherheit empfunden zu haben, die für die langsame Entwicklung von Fähigkeiten nötig ist. Auch die richtige Anregung durch einen mütterlichen Menschen scheint gefehlt zu haben. So war sie bemüht, die überlegenen Erwachsenen durch eine Unselbständigkeit an sich zu binden, die sich auf alles bis zum Gebrauch der Sprache erstreckte. Jeder war gezwungen, ihre Sprache zu verstehen und zu erlernen und ihr seine Bewunderung auf einem Gebiet zu zollen, das zu nichts verpflichtete, vielmehr ihr Unvermögen noch mehr erwies. So suchte das verstoßene Kind durch das Mittel der Unsozialität wenigstens äußerlich das zu ersetzen, was ihm an Wärme und Interesse entzogen worden war. Während es so die Situation der frühesten Kindheit festhielt und sich nicht auf das gefährliche Gebiet allgemein geforderter Leistung hinauswagte, suchte es anderseits durch eine karikaturistische Nachahmung der Erwachsenen den Anschein von Beschäftigung zu erwecken. Daraus ergab sich ein ganzes System des Ausweichens und angstvollen Zurückweichens vor allen Anforderungen.

Zu diesem Zweck erwarb es manche stereotype Äußerungen und Gebärden, die sich an Äußerungen Erwachsener anschlossen und meist Vorwürfe und Schadenfreude für den anderen bedeuteten. So schaute es dem pedantischen Pflegevater sein Entsetzen vor jedem Fehler an der Kleidung ab. „E Loch, e Loch, e Loch", von schadenfrohem Lachen begleitet, war die Formel, mit der es Fehler an jedem andern entdeckte und sich über die Verlegenheit einer neuen Bekanntschaft oder einer Anforderung hinwegschwindelte.

Nach 3½ Jahren, als diese schweren Fehler sich den Eltern unabweisbar aufdrängten, zwang der Vater sich und seine Frau mit Hilfe eines hysterischen Anfalles zu der Erkenntnis, „das Kind wachse mit Hund und Hendeln auf und müsse nach Hause". Der anklagende Anblick dieser Mängel und die wiedererwachende Eifersucht auf die Frau waren nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Verzweiflungsausbrüche waren die Folge, Mißhandlungen des Kindes blieben nicht aus. Auch die Mutter begann mit Gewaltmitteln vorzugehen gegen den Trotz, der sich als auffälligstes Ergebnis dieser Entwicklung und deutlicher als die Angst und das Liebebedürfnis zeigte. Das schloß auch hier die Verwöhnung nicht aus. Dora war immer bedient, immer überfüttert und immer zu warm gekleidet. Bald rächte sie sich in nächtlichem Aufschreien, um so bedeutsamer, als die Nachtruhe des Vaters streng behütet war. Dieses Symptom verlor sich nach ganz kurzem Aufenthalt in unserer Anstalt. Für die Mutter war es unmöglich, mit ihren Maßregeln durchzudringen. Das Kind schützte sich durch vollkommenen Mangel an Übung, durch Trotz und Nichtkönnen. Indessen erfand es noch andere Mittel, sich zu entziehen. Es erwarb wie als Ablöse irgendeine gleichgültige Fertigkeit, und schützte sie vor, wenn man es zum Lernen veranlassen wollte. Dabei benützte es die Verlegenheit der Erzieher, welche ihre Machtlosigkeit dadurch zu bemänteln versuchen, daß sie den

Nachdruck auf Gebiete legen, welche von dem eigentlichen Fehler weit entfernt sind, die sie aber reizen, weil sie auch dort dem Trotz des Kindes begegnen.

Eine Lehrerin stellte sich die Aufgabe, nach der Montessori-Methode die Farben mit dem Kinde zu erlernen, wiewohl kein Grund zur Annahme vorliegt, daß es sie nicht erkenne. Die Reaktion war, daß Dora noch lange nachher das Wort „blau, blau" aussprach, wenn sie lernen sollte. Damit täuschte sie guten Willen vor, erwies ihre Unzulänglichkeit und blamierte den Lehrer durch etwas Erlerntes.

Nach einem wenig eingehenden Urteil der Wiener heilpädagogischen Kinderklinik und einer wenig ermutigenden sprachärztlichen Behandlung kam Dora in unser Heim. Im Laufe ihres kurzen Aufenthaltes hatten wir Gelegenheit, ihre Intelligenz kennenzulernen und die tröstliche Beobachtung zu machen, daß ihr Nichtsprechen in den Kreis ihres neurotischen Systems einbezogen ist und daher pädagogisch angegangen werden kann. Bei einigermaßen günstiger Wendung der Verhältnisse sind die Aussichten für die Zukunft nicht so schlechte. Um so mehr, als sie zu jenen nervösen Kindern gehört, welche auf dem Wege ihrer psychischen Erkrankung auch manches Gute erworben haben, woran man anknüpfen kann, wenn es gelingt, dies in den Ängsten des Lebens zu erhalten.

Es gibt nervöse Kinder, die ihre Schwererziehbarkeit aus enttäuschtem Liebebedürfnis beziehen, aber als Entschuldigung für ihre Fehler eine gewisse Zutraulichkeit erwerben. Sie dient ihnen oft nur dazu, sich selbst zu beweisen, daß die anderen unfreundlicher und ungut seien, da sie auf ihr Entgegenkommen nicht eingehen. Die neurotische Zudringlichkeit ruht manchmal auf ähnlicher Grundlage. Trotzdem ist diese kleine Wendung zum Menschlichen oft jener Punkt, der die beste Aussicht auf Besserung gibt und der ausgeprägte schwere Irrtümer leichter zugänglich macht als eine mehr allgemeine leichte Nervosität.

Dora ist ein ausgesprochen freundliches und liebevolles Kind. Dies ist gewiß durch ihr hübsches Äußere und ihre aktive Eitelkeit unterstützt. Sie schließt sich an Erwachsene sofort an und behandelt Kinder mit einer Art Neugier. In allen Fällen trägt sie bald Eifersucht zur Schau, sucht dringend zu interessieren und wendet ihre Sprache an, die sonderbar genug ist. Da kein wirklicher organischer Fehler sie behindert, sind alle Sinne in den Dienst des Ausdruckes getreten und haben sich in mancher Richtung über ihr Alter scharf entwickelt.

Während sie die Ferne übersieht, besitzt sie eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe für kleine und nahe Züge, dementsprechend beachtenswerte schauspielerische Fähigkeiten, die durch ein unermüdliches Temperament und die Sucht, sich bemerkbar zu machen, belebt wird. Sie bildet Gesichtsausdrücke nach, markiert den Blick eines Menschen, der Brillen trägt, und gibt in ihrer Haltung ein Bild von der elektrischen Straßenbahn. Die pädagogische Erwägung, sie durch Nichtbeachten der Gesten zum Sprechen zu bringen, kann nur eingeschränkt und nicht immer in Anwendung gebracht werden, weil ihre eigene Sprache eine Höhe der Entwicklung erreicht hat, daß sie bereits eine Leistung darstellt.

Sie unterstützt sie durch eine ungewöhnliche Beweglichkeit, verbunden mit rhythmischem Gefühl. Sie tanzt hübsch, und nicht ohne Erfindung bezieht sie neue Turnübungen in den Tanz ein. In ihrer Gebärdensprache verwendet sie — und das ist bezeichnend — erschrecktes Erinnern, Schelten, Entrüstung, Vorwürfe, betonte Zustimmung zu einem Tadel.

Von besonderem Interesse für den Individualpsychologen ist ihr musikalisches Empfinden. Man findet es in musikalischen Familien nicht selten, daß die Kinder früher singen als sprechen lernen. Es könnte sein, daß in unserem Falle doch eine Überempfindlichkeit des Gehörs vorliegt. Dora singt richtig, erlernt Melodien leicht und verbindet sie bald mit dem Tanz und auch mit der Sprache. Sie vermag den Tonfall einer fremden Sprache wie auch den Ton mancher Stimmungen (Tadel, Entrüstung, Erschrecken, Ironie) gut zu treffen. Das läßt sich natürlich didaktisch

verwerten. Im Gesang spricht sie auch beiläufig die Textworte mit, z. B.: Kommt ein Vogel geflogen: ommepópepepópe.

Was ihre Sprechfähigkeit betrifft, so zieht sie gewiß leichtere Lippenlaute vor, doch sind in den wenigen Worten, die sie spricht, doch fast alle Buchstaben des Alphabets vertreten. In der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in unserem Heim war sie zum Sprechen sehr disponiert. Sie kauderwelschte den ganzen Tag, brachte oft plötzlich neue Worte zum Vorschein und hatte auch das Verständnis für Bezeichnung, Beziehung zwischen Wort und Gegenstand, gewonnen.

Unsere Methoden in der Sprechübung waren sehr vorsichtig, da wir es vermeiden wollten, durch betonten Drill Gelegenheit zu Trotz und Scheinleistungen zu geben. Manches Wort lernte sie durch das Lied kennen. Niemals gingen wir mit Zwang vor. Oft versuchte ich es, ihr vor dem Spiegel, so daß sie uns beide sehen konnte, jeden Gegenstand, den sie brachte, zu bezeichnen. Gleichzeitig machte sie in der Ordination des Herrn Dr. Leopold Stein Sprachübungen. Bald wurde es ein ernsthaftes Spiel für Dora und mich, daß sie mit dem Finger einen Gegenstand bezeichnete und ich ihn deutlich und sehr eindringlich benannte, ohne sie zum Sprechen aufzufordern. Oft kam es dann vor, daß sie plötzlich und wie ein Echo das betreffende Wort nachsagte. Sie ging immer systematischer bei diesem Spiele vor, kehrte zu den Gegenständen immer wieder zurück und fand auch den Ausdruck für die Frage: was ist das? attittaa? In diesem Spiele erlebten wir beide eine selten lebendige Form von Kontakt, die sie sehr zu schätzen schien. In diesem Spiele empfand sie auch deutlich ihren Mangel, was in ihrem Gesichte unverkennbar geschrieben stand.

Ich verwendete auch manchmal eine andere Art des Zusammenarbeitens, indem ich ihr ein Wort erst immer lauter, dann immer leiser bis zur bloßen Lippenbewegung vorsprach. Sie sprach das Wort mit den Lippen nach, nur Trotz und Vorsicht hielten sie ab, es laut zu sagen.

Man macht dieselbe Erfahrung bei sehr schüchternen Kindern, die lesen lernen. Sie bewegen wohl hundertmal richtig die Lippen, ehe sie das Wort laut werden lassen. An der Betrachtung leichterer Verfehlungen kann man der Psychologie eines solchen Fehlers eher nahekommen. Es gibt Menschen, denen ihre Vorsicht anempfiehlt, wenig zu sprechen. Von Moltke z. B. ist das überliefert. Nietzsche hat die Beobachtung niedergeschrieben, daß die Schweiger eitler seien als die Vielredner. Das Schweigen aus Trotz ist allgemein bekannt. Es bedeutet nicht nur Vorwurf gegen den andern, sondern auch eine plötzliche, tiefe Mutlosigkeit und das Gefühl, daß alles, was man in solcher Situation zu sagen vermöchte, verfehlt sei.

Nicht zu übersehen ist in unserem Fall wie im Fall der Klara Schumann der Protest gegen die Frauenrolle in der Sprachlosigkeit. In beiden Fällen hervorgerufen durch den Anblick von Ehezwistigkeiten, wobei besonders die Unberechenbarkeit des Mannes und die große Mühe der Frau gewirkt haben mag. In beiden Fällen war das Kind von vornherein von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen, sah sie nur von ferne mit an. Und manche andere Umstände, vielleicht die Empfindlichkeit des Gehörorgans, begünstigten die Wahl des Mittels.

Die Sprache, die unser Kind sonst gebraucht, unterscheidet sich von jeder lebenden Sprache. Sie enthält eine Art von Ursilben, die einen ständigen, aber nicht unsinnigen Bedeutungswandel durchmachen. Sie bezeichnen gewisse Gedankengänge, in verschiedenem Zusammenhang Verschiedenes, was aber doch durch Gedankenbrücken verbunden ist. Die Silbe „me" bedeutet schmutzig, unordentlich, einen Fehler, „ei me" mit Hüftstütz „was du wieder angestellt hast!" „Me" mit entsprechender Handbewegung „alle sind fortgegangen". „Ei me" ich habe etwas vergessen. „Pa" heißt nicht nur Adieu, sondern mit wegwerfender Handbewegung: du bist für mich erledigt. „Oi weh Mama" ist der häufige Ausdruck gut gespielten Entsetzens. Das Wort „ja" findet verschiedentliche Anwendung. Mit erhobenem Arm, Drehen der Hand und Kopfnicken heißt es: du bist ein durchtriebener Kerl.

Da sie ein gutes Zeitgefühl besitzt, z. B. immer den Zeitpunkt errät, wenn Mama sie abholen kommt, gibt es in ihrer Sprache auch Zeitbestimmungen: „mor" für morgen oder später, oder vertröstend: ich werde es schon machen. „Pö" ist die Uhr, obwohl Dora das Wort Uhr kennt und versteht. „Ei pö" es ist schon spät, „Ei pö e" wieviel Uhr ist es? Aber „ei, pö, ei", eins, zwei, drei. Manchmal finden sich Anfänge einer Satzbildung (ei pö e), meist ist das Grammatische durch andere Hilfsmittel ersetzt. Die angeführten Silben sind wohl aus unserer Sprache genommen, zusammengezogen, verändert. Dann aber zu größerer Bequemlichkeit sozusagen labil gemacht.

Es ist zu bemerken, daß das Sprachverständnis des Kindes, besonders sein Verständnis für Situationen sehr gut ist. Sie war nur nachmittags bei uns im Heim, liebte die Jause sehr und verlangte sie stürmisch. Kam sie aber zu früh, so verstand sie, daß das Mittagessen ihr nicht gebühre, stand bescheiden am Tisch und stimmte erst freudig zu, wenn man sie einlud. Die Aufnahme eines neuen Zöglings, die Vorbereitungen zu einem Fest, die Ankündigung eines wiederkehrenden Freundes waren wohlverstandene Ereignisse. Auf Fragen „wo ist das ..." bezeichnete sie alle Gegenstände richtig.

Ein großer Fortschritt lag wohl darin, daß sie unsere Vornamen auszusprechen begann im Gegensatz zu ihrer sonstigen Gattungsbezeichnung für Männer Papa, für Frauen Mama, für Kinder Dora. Auch den meinen erlernte sie, obwohl er sehr selten genannt wird.

Auf das Wort: „du hast uns alle nicht lieb, du willst ja nicht mit uns reden" ging sie weiter nicht ein. Doch veränderte sich ihr Ausdruck ins Schmerzliche.

Aus alledem geht deutlich hervor, daß sie Sprachmittel und Sprachverständnis besitzt, und ich zweifle nicht, daß sie sie anwenden wird.

Ein Wort, das manches aufklären kann, ist „ble-ble" mit halb schadenfrohem, halb verlegenem Lachen und An-die-Stirn-klopfen gesprochen. Es war eine Beschimpfung des andern, aber oft auch eine Berufung auf die eigene Dummheit, wenn Anforderungen an sie gestellt wurden. Sicherlich hat sie sich oft genug als blöd bezeichnen gehört. Das Unlustgefühl, das die Schadenfreude begleitet, kam bei ihr deutlich zum Ausdruck.

Natürlich kamen Trotz und Angst vor der Leistung in dem ganzen Verhalten zum Ausdruck. So war die nicht so seltene Aufgabe gestellt, eine Behandlung ohne das gewohnte Verständigungsmittel durchzuführen.

Durch das Zurückweichen vor Leistungen und die krampfhaften Versuche, sich in Szene zu setzen, ergibt sich ein anscheinend gegensätzliches Verhalten. So trug sie anfangs eine komische Ehrbarkeit zur Schau. Dann versuchte sie wieder, ihre und ihrer Spielgefährtinnen Röcke zu heben. Wenn eine Gesellschaft um den Tisch versammelt war, setzte sie sich mitten auf den Tisch unter die Lampe.

Im höchsten Trotz machte sie Andeutungen von Onanie, und zwar ganz öffentlich. Das Moment des Trotzes war hier unzweifelhaft. Denn sie ließ die Versuche immer auf irgendein Verbot folgen. Das einzige und wirksame Mittel war, sie dabei völlig unbeachtet zu lassen. Danach pflegte sie sich wieder anzuschließen und mitzutun. Danach bemühte sie sich auch in ihren Leistungen viel mehr und tat manches, was sie sonst ablehnte. Ein starker Angriffspunkt für den Trotz war das Abgeholtwerden. Sie erlernte es später, ruhig und ohne Schwierigkeiten wegzugehen. Anfangs zwang sie den Abholenden, sie hinauszutragen. Das war für sie der Moment der Niederlage. Um dies zu verdecken, begann sie ein halb törichtes, halb schadenfrohes Lachen. Solchen Auftritten begegneten wir durch Vorbereitung, die in ihrer Behandlung die größte Rolle spielte. Wenn wir eine halbe Stunde vorher sagen konnten, daß sie bald abgeholt werden würde, war das Moment der Gewaltarretierung vermieden und alles gut.

Wie groß die Empfindlichkeit ist, war daran zu sehen, daß nach einer einzigen Störung durch ein anderes Kind, nach einem einzigen kleinen Mißerfolg der ganze

Tag gestört war. Wenn ihr Bemühen, den andern zu fesseln, durchkreuzt wurde und man ihr nur den Rücken kehrte, so fühlte sie sich schon verlassen und suchte als Abwehr zu beleidigen: „biblö“: du bist blöd. Vor einer ungewohnt großen Kindergesellschaft stand sie mit wehleidigem Ausdrucke von fern. Und wenn sie doch näher kam, schützte sie sich durch das abwehrende Wort: „nein, nein, nein“.

Da sie an Kinder nicht gewöhnt war, die langsame Entwicklung von sich wies, war sie auch für das Spiel nicht zu haben. Sie ahmte in geschäftigem Aufräumen die Mutter nach, schnarchte, schlief und las die Zeitung wie der Vater. Wie sie die Sprache im Tonfall imitierte, besaß sie auch eine Art, in ganz kleinen Zügen die Schrift nachzumachen. Ihr Gang war der einer geschäftigen Hausfrau.

Es mußte unsere Aufgabe sein, Beschäftigungen zu finden, die ihren Neigungen entgegenkamen, Spiele mit Wasser, Waschen, Ordnen in einer Form zu verlangen, die ihr gefiel. Mit fortschreitendem Interesse für das Lernen von Namen wurde eine Beschäftigung gewonnen, für die sie immer zu haben war: das gemeinsame Anschauen von Büchern, mit besonderer Vorliebe der Schulfibel. Dabei forderte sie durch Zeigen auf, ihr die Dinge zu benennen oder ließ sich darum befragen.

Sie war immer bemüht, vor Fremden ihre Worte zu einer vollkommenen Unterhaltung zu vereinigen. Insbesondere zeigte sie die Neigung, männlichen Besuchern gegenüber geradezu Konversation zu machen. Alles das gibt doch das Bild einer gewissen Bereitschaft, auf den andern einzugehen und Freude zu machen, daß sicher zu hoffen ist, sie werde eines Tages zu plaudern beginnen. Sie wird es auch dann noch schwer genug haben, aber es besteht alle Möglichkeit, daß sie auch aus diesen Schwierigkeiten etwas mache.

„La Loi Adler“ et l'exercice

par FRITS VAN RAALTE (Amsterdam)

Le principe général de la théorie d'Alfred Adler sur laquelle est fondée l'Individualpsychologie se laisse formuler ainsi:

> L'organe (ou la personnalité) inférieure s'efforce inconsciemment d'atteindre un développement illimité et de surpasser la maximum de l'organe normal. A cause de l'exercice permanent que donnent ces efforts le centre cérébral se développe mieux que celui de l'organe normal.

Il en résulte que l'on trouvera entre deux organes jumeaux une rivalité qui est de la même sorte que la rivalité des frères ou celle entre deux célèbres musiciens, ou deux comédiens.

Le „training“ continuel auquel l'organe inférieur se rend et le développement aggrandi du centre cérébral qui en résulte a pour effet que cet organ a besoin moins de temps pour apprendre quelque chose que l'organ normal et nous tous, en tant que nous sommes droitiers, pouvons nous en convaincre par moyen d'une expérience qui a pourtant seulement valeur en cas que nous n'avons pas exercé la main gauche:

Nous voulons essayer d'écrire le mot Individualpsychologie par la main gauche et en sens dessus dessous et en même temps de droit à gauche. Il nous faut pour cette épreuve pour la première fois exactement 80 secondes. Immédiatement après nous répétons l'expérience laquelle dure maintenant 61 secondes ce qui signifie un progrès de 19 secondes ou 23¾%.

Et après avoir constaté cela nous faisons le même par la main droite, qui a besoin: la première fois 36 secondes, la 2ième fois 35 secondes ce qui signifie un progrès d'une seule seconde, ou 3%.

C'est donc la main gauche, la maine tout-à-fait inférieure, qui profite le plus de l'exercice, grâce à son effort plus grand.

L'exercice a pour but l'éducation de l'organe et l'on pourrait formuler le principe de l'Individualpsychologie dans les mots: „afin que...“

*

Plus un organe, une personnalité est inférieur, plus il s'exercice, et on ne verra jamais un exercice, qui n'aie pas un but, soit reël soit indéterminé.

Karl Groos dans son „Die Spiele der Menschen und Tiere“ de même que le docteur en anthropologie Maria Montessori, dont les idées ont une grande influence sur l'éducation nous ont appris, que le but du jeu de l'enfant est de s'exercer afin de se préparer pour la vie.

Lorsqu'on voit sur la plage un petit enfant qui est en train de s'exercer ou de s'amuser — cela veut dire la même chose dans la vie des enfants — on peut remarquer par exemple, que l'enfant remplit un petit seau en bois de sable.

Quand le seau est plein l'enfant n'est pas du tout content du résultat de son travail: il lève le petit seau, le renverse et ... il recommence à remplir son jouet.

Le travail fini, il le vide et se prépare immédiatement à le remplir encore une fois, deux fois, dix, vingt fois.

On a vu un enfant remplir 99 fois son seau et l'observateur de l'enfant se demanda: pourquoi l'enfant a-t-il cessé après son 99ième exercice? La réponse est que l'enfant n'avait pas du tout pour but d'avoir un petit seau plein de sable ou de compter jusqu'à 100, mais il ne voulait que s'exercer.

Chacun de nous a vu un petit bébé assis dans sa chaise d'enfant. Il a devant lui sur la planchette un hochet. Le petit tend la main, prend le hochet et le jette par terre. La soeur du bébé, âgée de dix ans croit que le petit frère se sent tout-à-fait heureux en voyant son jouet par terre. Mais ce n'est pas la vérité· le nourrison se met à crier à tue-tête, pour montrer qu'il n'est pas du tout content. La soeur se penche et pose le hochet devant son petit frère qui rit de contentement ... mais qui pourtant jette de nouveau le jouet par terre, à trente ou à soixante reprises.

Ce que le bébé veut c'est de créer l'occasion de s'exercer, soit les muscles de ses bras ou de son dos, soit son oreille en entendant le tintement du hochet, et peut-être aussi ses yeux en regardant son jouet.

*

Un regard sur les différentes sortes d'exercices et de jeux nous apprend qu'ils ont tous une tendance téléologique, aussi dans les cas qui ne permettent pas de reconnaître le but éloigné.

Il semble que l'organe inférieur aie déjà dans les premier temps de la vie pour ainsi dire conscience de sa valeur diminuée et c'est pourquoi il commence tòt à s'exercer pour se développer si bien que possible, ainsi que la personnalité humaine, soit qu'elle se sache inférieure avec raison soit qu'elle croit l'être s'efforce à gagner une fin chimérique, se trouvant dans quelque lointain mystique, imaginaire.

Le but reël est dans tous les cas pour l'organe inférieur ainsi que pour la personnalité inférieure ou pour une classe de la société le même: la tendance de se maintenir dans le „struggle for life“.

Nous sommes en état de donner un exemple d'un cas d'un organe qui s'entreine durant toute une vie, un cas qui nous est très exactement connu puisqu'il s'agit de mon oeil droit.

Dès ma plus tendre jeunesse j'ai eu toujours un vif intérêt pour tout ce qui concerne l'oeil et l'optique et le premier cadeau d'anniversaire dont je me souviens

c'était une loupe. J'avais alors six ans et mes parents me croyaient trop jeune pour un tel cadeau. La loupe doit avoir fait une profonde impression sur moi, puisque je m'en souviens même à ce moment.

En grandissant je croyais avoir de bons yeux jusqu'au temps où je dus faire mon service militaire. Alors l'examen du médecin militaire montra ceci: de l'oeil droit astigmatisme de $2^3/_2$ dioptrie, accompagné d'hypermetropie de 1 dioptrie, en outre l'oeil est amblyopique, de sorte que le visus n'est que le sizième de celui de l'oeil normal.

Voici l'origine de l'intérêt qui m'inspiraient en qui m'inspirent encore maintenant les instruments optiques.

Je n'ai jamais éprouvé aucune difficulté à cause de l'infériorité de mon oeil: au contraire, suivant la loi Adler mon centre visuel cérébral s'est extrêmement bien développé, il me semble, à cause de l'exercice continuel de l'organe, de sorte que je crois être devenu un bon observateur. J'appartiens au type visuel, j'apprends encore maintenant à peu près exclusivement par l'oeil, comme dans ma jeunesse. Ma mémoire pour les formes et les couleurs est, j'ose dire très fidèle et je ne dessine pas mal.

Et malgré l'hypercompensation atteinte par mon centre visuel et malgré ma connaissance de la loi Adler mon oeil contiue à s'exerçer: je possède des jumelles Zeiss pour le voyage, de Goerz pour le théâtre et je porte même dans ma poche un très petit instrument de Zeiss, d'une longeur de quelques centimètres, qui sert à la fois de loupe et de longue-vue. En outre j'ai plusieurs instruments optique comme microscope, lentilles etc.

C'est ainsi que mes yeux veulent s'exercer sans cesse afin de se perfectionner au plus haut degré.

*

Mais aussi pour l'organe normal l'influence de l'exercice se fait connaître ce que démontre l'expérience suivante:

Pour étudier l'attention dispensée des classes d'école nous nous sommes servis des papiers contenant 200 lettres, chiffres, signes, comme × — $ ⌢ ⌢ =, etc. Les enfants avaient l'ordre de rayer tout ce qui n'est pas une lettres et d'épargner seulement les lettres et les capitales.

Nous avons appliqué cette expérience le lundi matin et le Samedi, après que les enfants avaient travaillé un semaine. Voici quelques exemples du résultat:

	Lundi—Samedi				Samedi			
Alpha	90	secondes,	5	fautes,	95	secondes,	0	fautes
Bêta	155	„	2	„	120	„	2	„
Gamma . . .	150	„	3	„	128	„	0	„
Delta	163	„	0	„	130	„	1	„
Etha	106	„	6	„	97	„	1	„
Theta	120	„	1	„	97	„	0	„
Jota	135	„	1	„	104	„	0	„
Kappa . . .	122	„	1	„	110	„	3	„
Lambda . . .	200	„	1	„	134	„	0	„
Mu	124	„	1	„	106	„	0	„

C'est ce que donnent dix protocolles, choisies à l'hasard. On voit qu'à peu près tous ont fait de grands progrès soit en diminution de fautes soit en temps, soit en deux. Et ceci après avoir travaillé une semaine, et malgré la circonstance que l'exercice avait été si brève.

Mais le plus étonante c'est que déjà la première fois l'influence de l'exercice se fit remarquer. Car les élèves qui ont fait des fautes les ont en général fait

dans la première moitié de l'épreuve. Un exercice d'environ une minute suffit donc pur améliorer le résultat.

On peut donc dire, que c'est le rôle de l'exercice de causer un progrès du résultat de quelque fonction.

Alors on pourrait demander: ou reste l'energie psycho-physique dans les cas, ou l'état d'un organe est tel qu'il ne peut pas produire un meilleur résultat? Il faut accepter, que cette energie s'accumule dans la cervelle et cause alors un degré de hypertrophie, dont résulte un centre developpé outre mesure.

Johannes Chrysostomus und Olympias

Ein Fall brieflicher individualpsychologischer Heilung von Melancholie im ausgehenden Altertum *)

Von ROBERT LAZARSFELD (Wien)

Ich muß zuvörderst die Personen und Zeitumstände des Falles darlegen. Zeit und Ort sind das byzantinische Reich des Jahres 404 und 405 n. Chr., als Arkadius, der Sohn des großen Theodosius, Herrscher war. Ein schwachköpfiger und schwachherziger Mann, ganz im Banne seiner schönen und herrschsüchtigen Frau, der stolzen Eudoxia, Tochter eines fränkischen Söldnergenerals in Byzanz, und im Bann seiner geistlichen Berater am Hofe. In seinem Namen führte die Herrschaft eine vielgliedrige bürgerliche und geistliche Hierarchie, gelenkt von den Günstlingen des Kaisers und der Kaiserin am Hofe. Maßlose Ausbeutung der bäuerlichen Massen durch Sklavenwirtschaft, Feudal-, Kolonen- und Pachtverhältnisse aller Art, Zusammenraffen von ungeheuren Reichtümern durch militärische Eroberung, aber auch durch Mißbrauch der Macht, Erpressung, Raub seitens der herrschenden Schichte, Luxus und Ausschweifungen der unerhörtesten Art waren die Merkmale der Gesellschaft. Daneben ging durch alle Schichten ein brennendes Interesse für theologische Fragen. Das kirchliche Leben war auf das höchste entwickelt, und der Klerus teilte die Laster der Zeit und der Gesellschaft. Gier nach Besitz, Verkauf von geistlichen Würden, Zusammenleben mit Frauen unter dem Titel von geistlichen Schwestern, all dies wurde den Angehörigen des Klerus ständig zum Vorwurf gemacht. In Byzanz und am kaiserlichen Hofe erreichte das so gekennzeichnete Leben seinen Höhepunkt. In Byzanz war auch das durch die Ausbeutung produzierte Proletariat, welches bei allen politischen und religiösen Bewegungen in seiner wilden Beweglichkeit, seiner starken religiösen und theologischen Anteilnahme eine so große Rolle spielte.

In diese Welt von Luxus, Ausbeutung, Ausschweifung, Willkür, Ungerechtigkeit, höfischem Prunk kam im Jahre 398 eine seltsame Persönlichkeit. Johannes Chrysostomus war ein Priester der Erzdiözese Antiochia, der seine Jugend mit Fasten und Nachtwachen in den Höhlen des Gebirges bei Antiochia zugebracht hatte und von dem Minister des Kaisers, dem Eunuchen Eutropius, auf den erzbischöflichen Stuhl von Konstantinopel gesetzt worden war. Johannes Chrysostomus war klein, mager, seine Gesundheit war durch seine asketische Lebensweise so zerstört, daß seine Verdauung kaum mehr funktionierte und er nur be-

*) Nach einem Vortrag, gehalten im Verein für Individualpsychologie, Wien, Dezember 1925. Die Quelle meiner Darstellung ist der Teil der récits de l'Histoire Romaine au V[ième] Siècle, betitelt: „St. Jean Chrysostome et l'imperatrice Eudoxie", des ausgezeichneten französischen Historikers Amédé Thierry, Bruders des noch größeren Meisters der Geschichte, Augustin Thierry.

stimmte Speisen in kleinen Quantitäten und in besonderer Zubereitung zu sich nehmen konnte. Er war von unerbittlicher Strenge und zugleich von unbändigem Stolz und stärkster Herrschsucht erfüllt. Ungleich seinem Vorgänger, wandte er sich sofort gegen die Lebensweise der vornehmen Damen des Hofes, lehnte jede Einladung zu Festmählern ab, bekämpfte mit harten Verfolgungen und Strafen Verfehlungen seines Klerus, insbesondere das Zusammenleben mit geistlichen Schwestern, predigte gegen die Kaiserin und ihre intimsten Freundinnen und hatte bald den Hof mit der Kaiserin zu erbittertem Feinde. Gegen die Reichen zeigte er den stärksten Haß. Er schildert ihre schmutzige Gier, ihre Unersättlichkeit mit den stärksten Farben. „Nicht nur der ist ein Dieb," sagte er, „der fremdes Gut entreißt, sondern auch der, der seinen Überfluß nicht den Armen gibt". Für die Armen hat er nicht nur eine tiefe Liebe, sondern wirkliche Bewunderung. Opferfähigkeit, Freiheit des Geistes, Entschluß zu größmütigen Handlungen schreibt er nur den Armen zu. Die Armen von Konstantinopel, die seine Kirche so erfüllten, daß sie ihn erdrückten und daß er seine Kanzel auf eine erhöhte Stelle verlegen mußte, lohnten ihm seine Liebe durch eine geradezu trunkene Hingabe, und wenn sie ihn in Gefahr vor den Ränken des Hofes glaubten, umgaben sie ihn in Massen, bereit, für ihn die Straßen von Konstantinopel zu stürmen und für ihn zu sterben. „Ihr seid mir Vater, Mutter, Brüder, Kinder, Ihr seid mir alles, und ich vergehe, wenn einer von Euch vergeht", ruft er ihnen in der Kirche zu. Er verwies ihnen den rauschenden Beifall, den sie diesen Worten spendeten, aber er gibt sich doch mit Rührung diesen Wogen der Zuneigung hin, die ihm entgegenströmen.

Diese den Zeit und den Umständen so unähnliche Persönlichkeit findet nun in der Olympias, welche die orientalische Kirche auch zu ihren Heiligen zählt, eine gleichgestimmte Seele. Neben den Frauen der Hauptstadt, welche die Kirche als Mittel zur Befriedigung der Eitelkeit und Neigungen benützten, gab es auch Frauen, deren Leben so wie das des Johannes Chrysostomus Ausdruck des tiefen religiösen Verlangens der Zeit und der Sehnsucht nach Entsagung und Weltflucht ist. Dazu gehörte besonders eine Anzahl adeliger Frauen, unter welchen Olympias den ersten Rang einnahm. Sie stammte aus einer der ersten Familien des Hofes, ihre Mutter war in erster Ehe Gattin des Arsaces, Königs von Armenien. Ihr Reichtum war unermeßlich. In jungen Jahren hatte sie einen geliebten Gatten geheiratet und ihn nach der Ehe eines halben Jahres verloren. Sie hatte beschlossen, Witwe zu bleiben und sich als Diakonissin nur dem Dienst der Kirche und den Armen zu widmen. Der Kaiser Theodosius will sie wegen ihres Reichtums mit einem seiner Verwandten verheiraten. Sie weigert sich, widersteht allen Intrigen, und als Theodosius ihre Güter sequestrieren läßt, um sie gefügig zu machen, läßt sie ihm ihre Zustimmung mit dem Beisatz mitteilen, er möge nun ihre Güter an die Armen verteilen. Die Festigkeit flößt dem Kaiser Achtung ein und er gibt ihr die freie Verfügung über ihr Vermögen zurück. Die Hingabe an die Kirche, die Olympias schon unter dem Vorgänger des Johannes Chrysostomus gezeigt hat, wächst ins Ungemeine, als dieser den erzbischöflichen Thron der Hauptstadt besteigt. Olympias wird seine bewundernde und unbedingte Freundin und Ratgeberin in Sachen der Almosen und Fürsorge für die Armen, Fremden und Kranken. Er tut nichts ohne ihren Rat, und sie ist immer um ihn, sorgt für seine geringen Bedürfnisse, bereitet sein kärgliches, aber doch besondere Sorgfalt erforderndes Mahl.

Dieses bewunderungswürdige Verhalten wird jäh gestört. Eine furchtbare Koalition hatte sich gegen Johannes Chrysostomus gebildet und ihm Untergang geschworen. Die Kaiserin, aufs tiefste verletzt durch die Angriffe des fanatischen Priesters, der sie in offener Rede beschimpft hatte, die Reichen, deren Besitz er geschmäht hatte, der Klerus, die Bischöfe, die er in ihren Neigungen gestört, die er durch Rügen bloßgestellt, die er abgesetzt hatte; die Patriarchen von Antiochia und Alexandrien, in deren Kompetenzen er eingegriffen, deren Eifersucht er durch seinen Ruhm als Redner, als Reformator erweckt hatte, sie alle hatten sich gegen ihn verbündet und

eine jener Verschwörungen und Intrigen gegen ihn angestiftet, in welchen Byzanz Meister war. Die Verschwörung hatte Erfolg. Zwei Synoden erkannten ihn der wider ihn erhobenen Anklagen schuldig, entsetzten ihn seiner hohen Würde und entrissen nach einigem Widerstand dem Kaiser das Verbannungsdekret gegen Johannes Chrysostomus. Dieser hatte sich mit Würde geweigert, vor den Konzilien zu erscheinen und das Recht der unter Verletzung wichtiger kanonischer Vorschriften gebildeten Synode, ihn zu richten, bestritten. Die Erregung der Massen von Konstantinopel und der ihm anhängenden kleinen Schar Priester und Diakonissinnen über den drohenden Verlust ihres geliebten geistigen Vaters war ungeheuer. Als das Gefürchtete geschah und Chrysostomus aus der Schar der Seinen vom Altar der Basilika gerissen wurde, um auf das Schiff gebracht zu werden, welches ihn in die Verbannung führte, geschah dies unter furchtbaren Begleitumständen. Die Basilika und die benachbarte Kurie, der Sitz des Senats, ein ruhmwürdiges Bauwerk aus heidnischer Zeit voll kostbarer Kunstwerke der Antike, gerieten in Brand und fielen in Trümmer und selbst der nahe kaiserliche Palast geriet in Gefahr. Johannes Chrysostomus wurde von Ort zu Ort geschleppt, bis in einen unwirtlichen Ort des Taurus in Armenien. Unterdessen blieb Olympias in Verzweiflung zurück. Der Haß des Hofes und besonders der Kaiserin richtete sich auch gegen alle Anhänger des Verbannten, und die Verfolgungen und Anklage insbesondere wegen des Brandes erstreckten sich auch auf Olympias. Der Präfekt, dem die Untersuchung anvertraut war, unterwarf Priester und Diakonissinnen grausamen Einkerkerungen und Folterungen, und viele erlagen den ihnen auferlegten Qualen. Auch Olympias wurde einem strengen und rohen Verhör auf offenem Marktplatze, wo das Gericht tagte, unterworfen und sah die Vorbereitungen zur Folterung. Allein ihre Festigkeit und wohl die Ehrfurcht, welche ihr rühmlicher Wandel dem Präfekten einflößte, bewahrte sie vor dem Schrecklichen, welchem die ihr Nahestehenden nicht entgingen.

Dies waren die Umstände, von welchen der Verbannte durch Briefe Olympias und anderer Korrespondenten erfuhr. Olympias war damals 36 Jahre alt. Ungeachtet der Strenge ihrer Lebensweise und der Entbehrungen, Fasten und Nachtwachen, die sie sich auferlegte, war die Schönheit, von der die Historiker der Zeit sprechen, nicht entschwunden. Aber die Leiden, welcher der Kampf des Johannes Chrystostomus, seine Verbannung und die Verwirrung der Kirche ihr auferlegten, zerstörten ihre Gesundheit und trübten ihren starken Geist. Ein ständiges Fieber ergriff sie. Sie verweigerte allmählich jede Nahrungsaufnahme. Sie hörte auf, Bewegung zu machen. Bald verließ sie nicht mehr ihr Bett, wo sie die Nächte fiebernd und schlaflos zubrachte. Und wenn sie sich manchmal vom Lager erhob, geschah dies nur, um sich zu Boden zu werfen und zu weinen. Die Ärzte stellten aus diesen Symptomen die Krankheit fest. Es war die Melancholie. Die Bezeichnung der Krankheit stammt aus der griechischen Antike und ist bis heute dieselbe geblieben. Die alten griechischen Ärzte schrieben die Krankheit, wie schon der Name sagt, einer Verderbnis der Säfte zu und wandten medikamentöse Behandlung an. Den Büchern des alten Testaments ist sie nicht unbekannt, sie ist dort eine Krankheit der Seele, schrecklicher als der Tod, die Gott zur Strafe und zur Prüfung schickt. Und es ist dieselbe Krankheit, wenn Christus in Tränen gebadet ausruft: „Meine Seele ist traurig auf den Tod." In der christlichen Gesellschaft des römischen Reiches war die schreckliche Krankheit, welche zugleich Körper und Geist tötete, bekannt und gefürchtet. Die Kirchenväter nahmen sie für eine Versuchung der Dämonen, um sich leichter der Seelen der von ihr Befallenen zu bemächtigen. Chrysostomus stellte die ersten Symptome der Krankheit in der Korrespondenz, die er unter großen Schwierigkeiten mit seiner Freundin führte, fest. Er versucht, die Krankheit, die er wachsen sieht, zu bekämpfen. Mit Schmerz sieht er die Gefahr für seine Freundin: „Oh, meine Schwester," schreibt er ihr in einem seiner Briefe, „Ihr wollt sterben, ich sehe es wohl". Um sie nun zu retten, schreibt Chrysosto-

mus mitten aus den Leiden und Fährlichkeiten der Verbannung jene berühmten Briefe an seine Freundin, welche, siebzehn an der Zahl, erhalten sind und welche die orientalische Kirche zu den Perlen ihrer Literatur zählt. In ihrer Gesamtheit zählen sie zu der Gattung, welche die griechische Rhetorik, Parakletikon und die lateinische consolatorium, also Trostbüchlein nennt. Seine heiße Sorge um Olympias lassen ihn der eigenen Qualen und Schmerzen nicht achten und ihrer in seinen Briefen nicht einmal erwähnen, um das Gemüt seiner Freundin nicht noch mehr zu belasten. Ich habe nun aus meiner Quelle die dort angeführten Briefstellen zusammengezogen und gebe sie wörtlich wieder, um Sie aus den Worten des Heiligen selbst den Eindruck ahnen zu lassen, den sie auf die Kranken gemacht haben.

„Schüttelt ab diese Asche der Traurigkeit, welche Euch blendet und verzehrt, erhebet Euch aus einer unheilvollen Gedrücktheit und alle meine Sorgen werden vergolten sein. Euer Mut wird den meinen verstärken und die Ruhe Eurer Gedanken wird mich trösten kommen in meinem Leiden.

Chrysostomus sagt den Verfolgten: Leidet, denn Gott will's. Wißt Ihr, ob Eure Schmerzen nicht verbunden sind mit seinen Absichten über die moralische Weltordnung und ob die Verfolgung, welche in diesem Moment unsere Kirchen erschüttert, für sie in der Tiefe der göttlichen Voraussicht nicht das ist, was der Sturm ist für die Reinigung der verdorbenen Luft, der Winter und die Fröste für die Reife des Keims in der Erde, die Nacht für die Erfrischung unseres Leibes?

In dieser Art von erhabener und verehrender Ergebenheit für den, welcher alles ordnet und lenkt, wird der Verfolger ein Werkzeug der Strenge in der Hand Gottes und der Verfolgte der gehorsame Arbeiter an einem unbekannten Werke, an welchem er wirkt unter der Last der Tage und an dessen Ende der Lohn ist. Man muß also vorwärts gehen in den Widerlichkeiten des Lebens mit erhobener Stirn und nicht nur mit dem Gefühl des Verzichtes, sondern mit dem heiteren Mut, mit lebhaftem Danke für die Vorsehung, welche uns immer zum Glücke hinführt, wenn wir das Gute lieben.

Umsonst versuche ich, die Menge der Übel zu zeigen, welche uns erdrücken, denn welche menschliche Sprache könnte sie wiedergeben? Und dennoch, ich, der mehr als jeder andere erschüttert sein sollte, ich gebe die Hoffnung nicht auf, ich richte meine Blicke zum höchsten Piloten des Universums, der keine Kunst nötig hat, um im Sturm zu lenken. Man darf den Mut nicht verlieren und muß vielmehr sich immer diese Wahrheit gegenwärtig halten! Es gibt nur ein Unglück auf der Welt, das man zu fürchten hat, die Sünde und die Schwäche der Seele, welche zur Sünde führen. Der Rest ist nichts wie eine Fabel. Hinterhalte und Feindschaften, Betrug und Verleumdung, Unrecht und Angebereien, Beraubung und Verbannung, geschärfte Schwerter, aufgewühlte Meere, der Krieg der ganzen Welt, all dies ist nichts und rührt nicht an eine Seele, die auf ihrer Hut ist.

Aber, wird man mir sagen, das ist eine harte und schwere Last, die Widrigkeiten. Ohne Zweifel. Die Verletzungen, die Verachtung, der Hohn, welche von unseren Feinden kommen, was ist dies? Die Wolle eines zerfallenen Mantels, welche die Motten zerstören und die Zeit vernichten. Dennoch, fügt man hinzu, inmitten dieser Prüfungen der Welt gehen viele zugrunde und viele nehmen Ärgernis. Sicher, und dies ereignet sich oft. Aber nach den Ruinen, nach den Toten, nach dem Ärgernis kehrt die Ordnung wieder, die Ruhe herrscht und die Wahrheit nimmt ihren Lauf.

Man stelle sich vor, daß ein Mensch niemals die Sonne gesehen habe auf- und niedergehen, würde er nicht Ärgernis nehmen, das Gestirn des Tages vom Firmament verschwinden und die Nacht die Erde überziehen zu sehen? Er wird glauben, daß Gott ihn verlasse. Und wer nur den Frühling gesehen hat, wird er nicht Ärgernis nehmen, den Winter kommen zu sehen, diesen Tod der Natur? Er wird glauben, daß Gott seine Werke verleugnet, die Welt im Stiche läßt, die er

gemacht. Und der, welcher das Korn unter der Erde keimen sieht und sieht, wie es zerfällt unter der Scholle und unter dem Reif, nimmt er nicht Ärgernis und fragt sich, warum dieses Korn verlorengeht? Aber später wird er es wieder erstehen sehen in goldenen Erntefeldern.

Ich sehe nur zu sehr, daß der Schmerz und der Trübsinn über Euch eine hartnäckige Herrschaft ausüben. Ich schreibe Euch also von neuem: Möge Euer Herz hieraus tieferen Trost und Eure Gesundheit bessere Kraft gewinnen. *Mut!* Ich komme aufs neue und mit anderen Mitteln, diese Asche der Trauer, welche Euch bedeckt, von Euch abzustreifen. Die Asche des Geistes wie des Stoffes bewirkt mit erschreckender Kraft unheilvolle Folgen. Sie trübt zuerst den Blick, hernach ertötet sie ihn vollends. Entfernen wir sie also mit Sorgfalt. Aber Ihr auch, arbeitet mit mir und versagt mir nicht Euren Beistand. Die Heilkünstler der Krankheiten des Körpers haben gut alle Mittel anzuwenden. *Wenn die Kranken nicht von ihrer Seite mitarbeiten, bleibt die Medizin ohne Kraft.* Es ist genau so mit den Krankheiten der Seele. Ihr sagt mir, *ich möchte wohl mitwirken, aber ich kann nicht.* Das Übel ist stärker als ich. Ich vermag nicht, diese düsteren Wolken, welche mich einhüllen, zu zerstreuen, wenn ich es auch mit allen Kräften versuche. *Leere Einbildungen, vergebliche Ausrede,* denn ich kenne den Schwung Eures Denkens, die Kraft und Frömmigkeit Eurer Seele, die Größe Eurer Klugheit, die Schätze Eurer Philosophie. Mit einem Wort, ich weiß, *es ist in Eurer Macht,* diesem wütenden Meer von Traurigkeit zu gebieten und *die Ruhe in Euer Herz wieder zurückkehren zu lassen.* Was ist also zu tun? Wenn Ihr hört, daß diese Kirche gefallen ist, daß jene andere schwankt und eine dritte, gepeischt von den Wogen, zu scheitern droht, daß viele einen Wolf zum Hirten haben, einen Seeräuber als Steuermann, einen Henker zum Arzt, dann ist es auch verstattet zu trauern, da man wohl nicht ohne Schmerz solche Dinge erschauen kann. Aber bekümmert Euch nicht über alles Maß hinaus. Wenn es für unsere eigenen Sünden, für Taten, für welche wir selbst Rechenschaft schulden, weder notwendig noch nützlich ist, sich allzusehr zu bekümmern, mit um so mehr Grund ist es zwecklos, unheilvoll, ja teuflisch, für die Sünden anderer in *Entmutigung* und Verzweiflung zu verfallen."

(Er zitiert zu diesem Gegenstand das Beispiel des Apostels Paulus, der einen großen Sünder aus der Kirche vertrieben hatte und ihm wieder den Eintritt gewährte, damit das Übermaß seines Schmerzes, die Frucht seiner Reue ihn nicht vernichte.) „Nun sagt mir, Olympias" — setzt er fort — „wenn der Apostel nicht erlaubt, daß ein so verbrecherischer Mensch in Kummer versinkt, wenn er zum äußersten Mittel, zur Verzeihung, greift, um diese Plage der Traurigkeit zu dämpfen, in der Überzeugung, daß jedes Übermaß vom Teufel ist, würde es nicht eine Narrheit, eine wirkliche Sinnlosigkeit sein, wenn Ihr Euch niederschlagen ließet für die Sünden der anderen? Wenn Ihr mir von neuem sagt, *ich will, aber ich kann nicht,* und so sage auch ich immer wieder: *Ausreden und Vorwände.* Wenn die schwarzen Gedanken Euch bestürmen oder wenn Ihr eine Nachricht hört, geeignet, sie wieder in Euch zu erwecken, dann zieht Euch zurück in die Tiefe Eures Gewissens und denkt an den Tag des Schreckens, wo die Welt gerichtet werden wird. Vor dem, der weder Ankläger noch Zeuge nötig hat, wird niemand für den anderen Rechenschaft zu geben haben. *Wie jedermanns Taten, so jedermanns Spruch.* Denket daran und widersetzt Euch mit heilsamem Schrecken dieser Traurigkeit, welche den *Dämonen als Waffe dient,* und beginnt mit Festigkeit den Kampf dawider. Ein klein wenig Entschlossenheit wird genügen, damit der düstere Schleier rascher zerreiße als Spinngewebe.

Die allgemeinen Leiden sind nicht die einzige Quelle Eurer Kümmernisse, ich weiß es nur zu sehr, meine teure und verehrte Dame. Unsere Trennung

ist eine andere bittere Quelle davon. Obwohl ich nur ein armseliger Grashalm bin, höre ich Euch von hier seufzen und in aller Welt wiederholen: Sein Wort ertönt nicht mehr in unsere Ohren. Wir haben nicht mehr das Glück, seine Belehrungen aufzunehmen. Wir sind verdammt, Hungers zu sterben, jenes Hungers, von dem der Prophet Amos spricht, dem Hunger der himmlischen Lehre. Wer aufrichtig zu lieben weiß und die Kraft der Liebe kennt, versteht, was ich sage. Aber um uns nicht zu verirren auf der Suche nach der wahren Freundschaft, dieses seltenen und kostbaren Schatzes, eilen wir geraden Weges zum Apostel Paulus. Meine Brüder — schreibt er den Mazedoniern — Euer für eine kurze Zeit beraubt, haben wir mit umso größerer Glut verlangt, Euer Antlitz zu sehen, und ich, Paul, habe es mehr als einmal verlangt. Aber Satan hat mich daran verhindert. Er scheint den Freunden, von denen er getrennt ist, zu sagen: Ich habe geglaubt, es würde ein Trost für Euch sein, durch die Seele vereint zu sein, Euch in meinem Herzen zu bewahren, Euch einst gesehen zu haben. Doch nein, das genügt nicht, nichts von all dem zerstört meinen Kummer. Aber, was wollte er denn? Was verlangt er mit solcher Heftigkeit? Das Glück, sie zu sehen. Wir haben brennend gewünscht, Euer Antlitz zu sehen. Also auch du, Paulus, dieser körperlose Geist, unterliegt bis zu diesem Grade der Sklaverei der Liebe. Ja — sagte er — ich verteidige mich nicht, ich bestreite es nicht, ich erröte nicht darüber, ich rühme mich des vielmehr, denn das ist die caritas, die heilige Liebe, welche derart meine Seele überflutet. Eine mit einer anderen in Zuneigung vereinte Seele kann nichts sagen und nichts verstehen für sich allein. Das ist's, weshalb ich Euer Antlitz zu betrachten wünsche. Da ist dann die Sprache der Vermittlung unserer Gedanken, das Ohr, welches Euch meine Rede bringt, das Aug', worin sich die zartesten Erregungen des Herzens malen. Nur so können wir volle Zwiesprache pflegen mit einer vielgeliebten Seele.

Seid gewiß, Olympias, das Ihr mich wiedersehen werdet und daß diese Trennung aufhören wird. Zeigt mir Eure Zuneigung, indem Ihr meinen Briefen dieselbe Kraft gewährt wie meinen Worten, und Ihr werdet mir es mit Sicherheit gezeigt haben, wenn ich erfahre, daß meine Briefe auch all das Gute getan haben, das ich wünsche. Und welches Gute? Daß Eure Seele zurückkehrt zur Ruhe und Fröhlichkeit, welche Ihr genosset, als ich bei Euch war. Das wird mir eine große Tröstung in der schrecklichen Einsamkeit sein, die mich umringt. Wenn Ihr im Sinne habt, mir ein wenig Mut einzuflößen (und ich weiß, das ist Euer heißester Wunsch), laßt mich wissen, daß Ihr Eure Kümmernisse verscheucht habt."

Das sind die Worte des Heiligen. Wir brauchen uns nicht bei der medizinischen Frage aufzuhalten, ob die Diagnose der Ärzte mit der Bezeichnung Melancholie exakt jene Krankheit bezeichnet hat, welche auch die heutige Medizin mit diesem Namen benennt. Die oben genannten Symptome werden dem Kundigen sagen, ob die Frage bejaht werden kann. Es genügt, daß Chrysostomus selbst und die Ärzte der Zeit eine schwere psychische Krankheit aus den Anzeichen feststellen und daß er den Versuch einer psychischen und moralischen Heilung unternimmt. Der Kenner der Individualpsychologie sieht gleich die geradezu frappierende Übereinstimmung der Methode des Heiligen mit wesentlichen Bestandteilen der Methode der Individualpsychologie. Dies sind: die Aufklärung des Irrtums in der Beurteilung der Umstände und die Ermutigung. Chrisostomus findet zwei Ursachen für die seelischen Leiden der Kranken. Die eine ist der Zustand der Kirche, der sich durch die Verbannung des Heiligen und das sich daran knüpfende Schisma ergab, die andere die Trennung des Freundes von der Freundin, des geistlichen Vaters von seiner Tochter. Beide Tatsachen sieht er als hinlängliche Ursachen für ihren Seelenschmerz an. Das Übermaß der Schmerzen klärt er in beiden Fällen als theoretischen und praktischen Irrtum, als religiöse Verirrung auf. Und gegen den Irrtum, einmal aufgedeckt, findet er Worte der Ermutigung, die bis auf die

Nuancen von Alfred Adler sein könnten. Er zeigt ihr, daß die Schwierigkeiten zur Essenz des Lebens gehören, ebenso wie ihre Überwindung. Er zeigt ihr aber auch, welche Kraftquellen in ihrer eigenen Begabung, in ihren Kenntnissen und Fähigkeiten liegen. Und schließlich lenkt er sie von sich ab, indem er ihr vorstellt, welcher Trost ihre Heilung ihm bedeuten würde und welches Glück ihre Wiedervereinigung in der caritas sein wird. Auf der anderen Seite sieht man sofort, daß nicht minder wichtige Teile der Methode des Adlerismus fehlen und daß in einem Punkte ein entscheidender tiefgehender Unterschied besteht. Vor allem geht die Analyse des Heiligen, vollständig mit der Diskussion des aktuellen großen Geschehnisse und ihrem religiösen Sinngehalt befaßt, nicht in die Tiefe der individuellen Psyche der Olympias und ihrer Geschichte.

Wir haben nicht allzuviele Anhaltspunkte dieser Geschichte. Ganz anders ist es mit Chrysostomus selbst. Wenn wir hören, daß er ungewöhnlich klein und mager war und eine vollständig zerstörte Verdauung hatte, so sind wir nicht erstaunt, auf der anderen Seite zu erfahren, daß er von schwer zu ertragendem Stolz, Hochmut, von maßloser Herrschsucht erfüllt war. Von Olympias hörten wir im Gegenteile, daß sie wunderschön war, daß sie aber nach erster kurzer Ehe von einer zweiten Ehe nichts wissen wollte und sich von dem weltlichen Leben ganz abwandte. Sie spielte schon unter dem Vorgänger Chrysostomus eine bedeutende Rolle, und ihr Einfluß und ihre Bedeutung wuchs, als dieser den Thron des Erzbischofs von Byzanz bestieg. Die Flucht vor der zweiten Ehe in so jungen Jahren und vor der Gesellschaft überhaupt sind nur ein Symptom der Entmutigung, deren Quelle wohl noch weiter zurückliegt. Und wenn Olympias leben zu wollen aufhört, weil die Kirche leidet, so hätte ein Arzt, der mit den Ereignissen weniger verknüpft war als Chrysostomus und der individualpsychologisch mehr geschult war, seiner Patientin doch gezeigt, daß sie die Ereignisse verwendet, um ihre seit lange, lange vorbereitete Flucht vor dem Leben zu rechtfertigen, so wie jeder Melancholiker den Untergang der Welt und ihre Nichtigkeit und Wertlosigkeit als Grund für seine Lebensflucht verwendet. Wir haben überhaupt Anlaß, mißtrauisch zu sein, wenn öffentliches Leid als Grund für Selbstmord angegeben wird, mag dies von antiken römischen Helden, mag es von deutschen oder chinesischen Patrioten berichtet werden. Zweifellos, das Leid war vorhanden und war bei den Betroffenen sehr tief, aber sicher nicht tiefer als bei jenen, welche sich sofort tapfer an die Wiederaufrichtung des Vaterlandes gemacht, während diese das öffentliche Leid in den seit langem aufgestellten Kanevas ihrer Neurose verwebt haben. Beide Ärzte, Chrysostomus und Alfred Adler, lenken die Schritte der Kranken von sich weg zur Gemeinschaft. Allein hier besteht der schon oben angedeutete Unterschied. Dieser meint die rationelle Gemeinschaft der Arbeit, jener die magische Gemeinschaft der Entsagung. Dieser Unterschied entspringt einer soziologischen Gesetzmäßigkeit. Solange und insoweit die Aneignung der fremden Arbeitskraft rohe Versklavung ist, wie dies im byzantinischen Reiche der Fall war, kann die Form des Geistes und der Gemeinschaft, die Auffassung der Naturverhältnisse und der sozialen Verhältnisse keine rationelle sein. Sie kann nur eine magische sein, für welche Zauberei, Wunder, Dogmatismus kennzeichnend sind, weil eben irrationelle Gestaltung des Produktionsprozesses und des Denkprozesses, der sich in und mit diesem Produktionsprozeß entwickelt, gesetzmäßig verbunden sind. Können Menschen von der starken Empfindungskraft eines Chrysostomus und der Olympias den Leiden und Übeln der Welt durch eine tätige Gemeinschaft begegnen? Nur zum kleinsten Teil, mit Almosen und Krankenpflege. Im übrigen suchen sie der Kraft des Übels, die sie auch magisch als Werk des Teufels auffassen, wieder auf magische Weise zu begegnen, durch persönliche Askese, die sie in die Wagschale legen, um die andere Schale, in der die Laster und Ausschweifungen der Welt liegen, ins gleiche zu bringen und durch die Ausbreitung einer magischen Gemeinschaft, der Kirche. Erst die Entwicklung der Produktivkräfte der Gesell-

schaft ermöglicht eine Auffassung, welche lehrt, in der Gemeinschaft selbst die Kräfte zu entfalten, die notwendig sind, die rationell aufgefaßten Schwierigkeiten zu überwinden.

Es bleibt noch zu berichten, daß Olympias genesen ist und die Kraft gefunden hat, weiter zu leben. Sie hat ihren Freund nicht mehr gesehen. Chrysostomus starb im zweiten Jahr seiner Verbannung, von dem Haß der Kaiserin verfolgt, immer weiter getrieben auf dem Marsche von einem Verbannungsorte zu einem anderen. Olympias lebte in der Verbannung ein Leben voll Gebeten und Tränen und von Werken der Barmherzigkeit und starb nach einigen Jahren im bythinischen Nikomedien in Kleinasien.

Erlebnis

Von OTTO MÜLLER (Dresden)

Neben fortlaufenden, vielseitigen Mitteilungen über Fälle aus der individualpsychologischen Praxis — das heißt über Befunde und Vorgänge an dritten Personen — bieten Angaben über Eigenerlebnisse den Freunden der Individualpsychologie Gelegenheit zu Einblicken in den Einzelablauf der Erkenntnisvorgänge. Ist der Berichtende selbst Gegenstand der Untersuchung, so hat der Leser die Möglichkeit, Fragen zu stellen und durch Anregung neuer Gesichtspunkte zur fortlaufenden Korrektur der Maßstäbe beizutragen. Vielleicht bildet sich im Laufe der Zeit eine Form heraus, in der ausübende Individualpsychologen ihre persönlichen Erkenntnisabläufe zum Gegenstand nützlicher Gemeinschaftsarbeit machen.

*

Das folgende Erlebnis spielte vor wenigen Wochen in Leipzig, wo ich vormittags mehrere Geschäftsbesuche ausführte und die Zwischenwege im Auto zurücklegte. Autofahrten steigern stets mein Lebensgefühl. Vor dem letzten Haus, das ich vor der Mittagspause zu betreten hatte, entließ ich den Autofahrer. Mit dem Ergebnis des Vormittags war ich recht zufrieden, und mit einem frohen Gefühl betrat ich den Vorhof. Die Geschäftsräume, die ich aufsuchte, waren durch eine Hintertreppe zu erreichen. Schon zweimal in diesem Jahre hatte ich den Weg, am Hauptportal des alten Patrizierhauses vorbei, zurückgelegt, und jedesmal war mir der Gedanke gekommen, wie gut es doch ist, daß ich nicht in dem alten Gebäude wohnen muß. Diesmal blieb ich am Hauptportal stehen, las neben der Klingel den Namen „Brockhaus" und wunderte mich darüber, daß mir der Name nicht schon früher aufgefallen war. Sonst fiel mir nichts dazu ein. Der Besuch, der übrigens mit Brockhaus nichts zu tun hatte, war schnell erledigt, und ich betrat um Mittag die ruhige Nebenstraße.

Der Genuß des sommerlichen Klimas, der heißen Sonnenstrahlen füllte mich aus, und ich hatte fast überhaupt nichts zu denken. Plötzlich stehe ich vor einem Firmenschild: „Belaieff." Sofort erinnere ich mich, daß ich mir vorgenommen hatte, gelegentlich bei B. Musikalien zu bestellen, die mir vor vielen Monaten empfohlen worden waren. Ich trete ein, bestelle und setze meinen Weg fort, fast ziellos und froh. Dann finde ich mich vor dem Schaufenster eines Antiquariats wieder. Die geordneten Reihen grauer Broschüren — Doktorarbeiten — fallen mir auf wegen der Dünnheit der Lettern, die man trotz ihrer Größe auf einige Entfernung nicht lesen kann. Ein einziges Buch ist kräftig gedruckt: Forel, der Hypnotismus. Es ist sehr billig; ich kaufe es. Während der Antiquar das Buch aus dem Schaufenster holt, fällt mir ein, daß ich auch einmal nach dem politischen Buch fragen könnte, das mir ein Bekannter vor drei Jahren gezeigt und dazu gesagt hatte, es wäre

wahrscheinlich vergriffen. Der Antiquar greift zum Schreibzeug, und ich diktiere: Immanuel Hermann Fichte, Anthropologie.

Der Antiquar: „Das ist doch wohl kein politisches Buch??“ Ich: „Allerdings nicht, aber gerade als ich den Titel des politischen Buches nennen wollte, fiel mir ein, daß ich auch einmal für diese Anthropologie Interesse hatte.“ Wie ich nun das Buch angeben will, dessen Aufschrift ich noch bildhaft vor mir sah, fällt mir weder der Verfasser, noch der Titel, noch der Verlag ein. Wir beide lachen darüber. Ich besinne mich, natürlich vergeblich. Inzwischen betrat ein anderer Käufer den Laden. Ich bleibe im Hinterzimmer zurück. Der Antiquar empfiehlt mir, mich eifrig zu besinnen. Das tue ich aber nicht, sondern beobachte die Verhandlung im Laden, deren Inhalt und äußerer Ablauf mich interessiert. Mit Sammlereifer wird von alten Büchern gesprochen, dann von Münzen. Die Beigeisterung wächst. Sie rauchen Zigarren. Es fällt das Wort „Andalusien.“ Zwischen den Silben lu- und sien fällt mir blitzartig ein:

> Tirol. Andreas Hofer. Andreas hat eine Silbe zu viel. Lächerlich! Warum eine Silbe zuviel?! Andreas hat eben drei Silben. (Im folgenden werden solche — scheinbar zusammenhanglosen — Einfälle durch Einrücken gekennzeichnet.)

Antiquar und Käufer sind bei römischen Assen angekommen, bei runden und eckigen, mit dem pecus. Käufer: „Pecus??“

Antiquar: „Ja, pecus. Das Rindvieh.“

> Vor 17 Jahren erhielt ich von einem Pfarrer Unterricht in Kirchengeschichte. Er sagte, es sei irgendwann einmal Sitte gewesen, daß Bischöfe alljährlich nach Rom reisten, um sich beim Bischof von Rom für schwierige Fragen „Rats zu erholen“. Geschraubter Ausdruck! Immerhin — mochten sie sich Rats erholen und Andreas drei Silben haben!

Antiquar und Käufer verabschieden sich öfter, schütteln die Hände.

> Gustav Wynecken. Warum Gustav? Könnte doch Karl heißen. Übrigens: Gustav hat nur zwei Silben. Sonst nichts. Nichts? Ich überlege. Das Überlegen geht einfach nicht.

Käufer hat nun wirklich den Laden verlassen. Auf den Gesichtszügen des Antiquars schwebt noch ein Abglanz der Freude, die ihm die fachkundige Unterhaltung bereitet hat. Er blickt hinaus, weit über den Platz hinweg. Wohin nur? Dort drüben steht ein blockartiges Haus. Grau wie eine Broschüre. Fensterteilung täuscht Schriftzeichen vor. Sie sind sogar — eigentlich — ganz deutlich zu lesen:

Wesen und Zweck der Politik
von
Gustav Ratzenhofer
Verlag F. A. Brockhaus.

Ich rufe den Antiquar in die Wirklichkeit zurück und nenne das ersehnte Buch. Er blickt mich zweifelnd an, durchblättert Kataloge vergeblich und meint, ich müsse mich doch wohl geirrt haben, denn es habe zwar einen Ratzenberger gegeben, aber keinen Ratzenhofer. Da ich aber von meiner Überzeugung nicht abzubringen bin, ruft er telephonisch bei Brockhaus an. Ohne zu überlegen oder nachzuschlagen, sagt der Brockhaus-Beamte: „Ja, das Buch ist 1893 bei uns erschienen, aber vergriffen!‘ Im weiteren Verlauf des Telephongespräches zeigt es sich aber, daß das Buch doch nicht restlos vergriffen sei, indessen... doch das ist eine spezifisch antiquarische Angelegenheit.

*

Zwischen meinem Wunsch, das politische Buch zu erwerben, und dem tatsächlichen Versuch dazu hatten sich also folgende Riegel geschoben:

1. Zweimal in einem Jahre war ich an dem Portal „Brockhaus“ vorübergegangen, ohne den Namen ins Bewußtsein aufzunehmen.

2. Nachdem nun in einer besonders freien Stimmung der Anfang der Assoziationskette „Brockhaus“ ins Bewußtsein gelangt war, ergreife ich die Gelegenheit „Belaieff“ mit Eifer, um die betretene Bahn zu verlassen.

3. Im letzten Augenblick drängt sich Fichte vor Ratzenhofer.

4. Im „allerletzten“ Augenblick sichert akute Amnesie den Mißerfolg.

Erst nach völliger Entspannung der Aufmerksamkeit durch gemächliche Betrachtung der Szene Antiquar—Käufer arbeitet sich das entscheidende Erinnerungsbild aus dem Unbewußten hervor und wird zur festen Überzeugung.

Was war nun der Zweck dieser vielfachen Sicherungen gegen Ratzenhofer? Mir fiel allmählich die Situation ein, in der ich zum erstenmal von dem Buch hörte. Der Bekannte, der mir damals das Buch gezeigt hatte, gehörte einem politischen Kreis an, in dem ich vor Jahren öfters verkehrte. Allmählich hatte es sich gezeigt, daß dieser Bekannte danach strebte, im politischen Leben eine führende Rolle zu spielen. An einem Tage schwerer, politischer Entscheidungen erfüllte er die Erwartungen nicht, die andere und auch ich auf ihn gesetzt hatten. Ich empfand bittere Enttäuschung, und es stellte sich heraus, daß auch ich — uneingestanden — politischen Ehrgeiz besaß, der sich im konkreten Falle als ein Arrangement erwies zum Über-Ausgleich eines Minderwertigkeitsgefühls. Diese Erkenntnis war damals für mich beschämend. Sie mußte also vom Geltungstrieb ausgeschaltet werden. Wie gut die Sicherungen dieses Schaltwerkes bis in die Gegenwart hinein funktionierten, zeigt das beschriebene Erlebnis.

*

Nebenbei: Liebe Leser, könnte jemand von Ihnen mir vielleicht für kurze Zeit Ratzenhofers „Wesen und Zweck der Politik“ zu Studienzwecken leihen? Brockhaus hat das Buch nun anscheinend doch mit Erfolg — vergriffen!

A man's ruling love

By YVONNE E. WINSLOW (San Francisco, Calif.)

Such endless books on psychology and mental healing have been written that one almost hesitates to begin anew. And yet the subject is in its infancy in one sense of the word — or may be it is being re-born for new service as the present needs seem to be quite different from the needs of humanity it any other epoch. For in no period has there been so much mental restlessness. I believe half the Americans are aware of this restlessness; I hear them speak of it, decry it and say it must be stopped — and — I see them go right on with it. I cannot understand whether their remarks are insincere or whether they are so carried along with the stream that they are but half aware of being a part of it. At any rate I am sure they do not realise the great inter-play of the mental and emotional life — the fact that mental peace cannot be without emotional control, the fact that restlessness cuts off a large part of happiness. We need to learn with the Hindus to keep the mind "still" — they are masters in that art. We need to guard ourselves in the little moments when we are along and character is forming through our reveries, so that we may know whether these reveries are making for growth that will be for our permanent good. Above all, we need to realise that a man's ruling love is what governs his plan of life and that he is of that quality as that which rules his life. This distinguishes him from others. This constitutes his very will, his own self and his character because it is the man himself; it rules his imagination, his will, his actions. It is in his very being, like the hidden current

of a stream which bears him along even when busy with something else, for it is that which animates him — his dynamo.

What a man loves most is always present in his thought and therefore forces him to action. He who loves wealth above all things whether in money or possessions constantly turns over in his mind how he may attain it; when he does get it he is inwardly happy and if he loses it inwardly grieved, this in turn affecting his physical condition — his very heart was set on it and this aim colored his whole life. This bears a deep psychological meaning. We are learning the importance of a man's aim — his life-plan — we know that it is this which stimulates his mind and his life and poisons or uplifts. Ask yourself then what is your ruling love? What is the longing that you carry with you daily, what is the plan of your life that you cherish in your heart, the outcome that you hope for? For as surely as can be, it is that which makes your life. Is it for worldly success? Is it for social approval? Is it for personal favor? Or is it for some good to others, some service in the world? Are you hoping to do some work that will leave the world a better place for your having been in it? Or is your attitude that the world owes you a living? When you love another person are you chiefly occupied with *his* attitude towards you or are you truly longing to help him? Love should be a giving. All this is important — all this deeply affects our lives, our minds, and our physical condition as it creates emotions that work for either our harm or good. Emotions that come chiefly through the senses and bear fruit before they have passed the censor of the understanding, can bring no happiness because they are devoid of the spiritual power that alone creates happiness. Whoever thinks as it were through his senses cannot understand — he is hindered and chained to self rather than lifted into freedom.

So from the very start let us begin with the idea that the Spiritual does exist and that through it we can rise above body and mind. But as long as we are *in* the body and subject to mental laws, let us learn to understand these forces and how to guide them for better service. Let us not be content with failure, that is, physical ill-health or mental disabilities. And let us help our children and the young to a realisation of the same. Let them not go through life with a plan that puts the emphasis on the wrong thing — on worldly again or physical satisfaction, for then when they wake to the fact of their failure the road to re-travel is so much longer and more painful. Teach them to distinguish between real joys and pleasures which do not please. Help them to learn the art of orderly arrangement of thought, for it is an art quite as much as music and painting. The finest music is made by "scraping the guts of a cat with the hairs from the tail of a horse" (violin bow), but you must do the scraping according to the laws of music. The mind should be so trained that it tends when its discriminating faculties are in less than full activity, not to *mortify* the body, but to *forget* it.

Art, when it is a real interpretation of life is a high and noble thing, but the art that is merely for self-expression is a disintegrating force. So with the soul life, the mental and emotional experiences — there is no evil, there is lack of good. The main thing is your purpose, your plan of life, your ruling love; as with art, the question is whether this is for self-expression only or for usefulness — one is destructive, the other constructive, as we so surely saw in the war. There was no lack of purpose, but it was destructive purpose. So too in the larger social life, a conscious co-operation with a purpose for service is the only sound principle. It is a wonderful thing to fight with the great forces and to know why; it is only when we fight in confusion and doubt that we suffer, but when we can learn to unite ourselves to a definite and constructive plan of life, to watch the quality of our ruling love, the fight is glorious and invigorating.

We fail often because we are seeking *self-salvation*. This has been wrongly emphasized in the religions of the past. It should not be our chief aim.

There can be no self-salvation only in a world where good and evil is in every man; our salvation can only be included in the whole leavening of humanity, hence through activity in the outer world. This it is especially important for the neurotic to realise, as the fault is in his social contact, in his constant seeking of self-satisfaction.

Our mental life then is affected by our ruling love and therefore all mental suffering is linked to the emotions, the longings that spring from this love; the pain comes from the inability to satisfy this. The person cannot be reconciled to his failure. If business success were his aim and he failed in securing the position wanted or gaining the approval it seemed to him he deserved, if it were in the loss of some loved one it seemed hard to live without, or disappointment in broken vows or promises — whatever it may have been, it all started in that pain of failure, which proves how deeply rooted had been the ruling love or longing. It was generally also linked to some other person, which proves the social connection and how closely we all depend on each other. There is suffering when we find we are not needed by some one else — a sense of loneliness comes over us. Then again we think that even this loneliness is to be preferred to being misunderstood and so we withdraw and isolate ourselves — in which there is also suffering. Pain and misunderstandings everywhere. And yet we should be able to meet these disappointments without any actual illness; they do not make every one ill, why should we surrender? For mental illness is a surrender — a giving up with emotional payment rather than holding to an intellectual grasp of the situation, and looking for a spiritual solution. The mental and emotional life are most marvellously interwoven. The suffering and illness are not from exterior circumstances only, but rather from our atittude to them.

The soul needs solitude as well as social contact and the development that comes from association with others, and if it does not occasionally get this solitude it suffers the same as when it hungers after companionship. The healthy person needs both.

REFERATE*)

OTTO KRULL: DIE GEISSEL DER KINDHEIT. Praktisch-psychologische Untersuchung über den ersten Leseunterricht. (Entschiedene Schulreform. Heft 11.)

Gleich Tacke bekämpft auch Krull einen Scheinfortschritt in der Didaktik. Man hat sich furchtbar viel eingebildet, als man die Buchstabiermethode durch die Schreiblesemethode ersetzte, die angeblich das Interesse des Schülers erwecke und sein selbsttätiges Denken herausfordere. Krull ist nun der Mann, der es wagt, die Frage zu stellen, ob damit schon ein Fortschritt gegeben sei. Er verneint diese Frage, er meint, man habe sich, durch den Klang der schönen Worte verführt, gar nicht mehr darauf besonnen, daß es nicht auf das Interesse, sondern auf das Lesenlernen ankomme. Das sieht auf den ersten Blick recht reaktionär aus, und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man bemerkt, mit welchem Eifer sich Krull gegen die Bilder der Fibeln wendet und daraus durchaus keine Erleichterung des Lesenlernens erblickt. Allein, der Eindruck täuscht. Der Autor weist nur unausgesetzt auf das hin, „was not tut“, und wendet sich darum mit erbitterter Schärfe gegen all das, was durch scheinbare Erleichterung darüber hinwegzutäuschen sucht, daß sich die Arbeit des Schülers in Wirklichkeit nur verschlimmert hat. Krull zeigt in interessanter Weise durch willkürlich zusammengebundene Worte, daß auch wir Erwachsenen nur schwer lesen können, wenn wir einmal unsere vertrauten Wortbilder nicht sofort auffinden; daran anschließend gibt er eine Analyse des Lesevorganges beim Kinde, aus der sich die ungeheure Schwierigkeit ergibt. Der Autor wünscht, daß man im ersten Jahre alles Schreiben und alle Leseübungen ausschließe,

*) Die in der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ besprochenen Veröffentlichungen sind zu beziehen durch die Buchhandlung Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4 (nächst dem Graben).

um ganz und gar dem Verknüpfen von Zeichen und Laut zu dienen; er fordert, daß dem Erlernen des Lesens nicht, wie bisher, ein Jahr, sondern mindestens drei Jahre gewidmet werden.

Das Büchlein steht in einem Kampf, der für die vorgeschritteneren Stadtschulen wohl als abgetan gelten kann. Dennoch verdient es unsere Aufmerksamkeit, weil es mit unbeirrbarer Konsequenz darauf hinweist, daß es nicht zulässig ist, jede Änderung von Lehrmethoden ohne weiteres als Fortschritt anzusprechen. Aber noch aus einem anderen Grund. Die Individualpsychologie kennt zur Genüge die tragische Rolle der Entmutigung; sie weiß aber auch, daß die Entmutigung vielfach dort einsetzt, wo sich dem Schüler Lücken zeigen, die er aus eigener Kraft nicht ausfüllen kann. Die Lückenlosigkeit des ersten Unterrichtes bedeutet für uns mehr als ein methodisches Problem; wir wissen, daß eine ganze Charakterentwicklung schief gehen kann, wenn das Kind, durch Lücken in seinem Wissen entmutigt, schließlich vom Lernen abläßt, um sich nicht neue, sichere Niederlagen zu holen.

Diese Weite des Ausblickes: von der Fibelmethodik zur Entwicklung der Persönlichkeit kann Krull begreiflicherweise nicht haben; aber das, was er sagt, mag unseren kritischen Sinn schärfen und uns anregen, das Wesentliche zu suchen und vom Unwesentlichen abzusondern. F. Birnbaum.

Am ANDERN UFER. Blätter für sozialistische Erziehung. Herausgeber: Otto und Alice Rühle. 2. Heft.

Dieses Heft behandelt Individuum und Gemeinschaft, und mithin Fragen, die unser größtes Interesse erwecken. Die Verfasser vertreten, wie schon aus dem Titel der Schrift ersichtlich ist, einen durchaus kollektivistischen Standpunkt, sie fordern unter anderem den Kampf gegen die Autorität, den Abbau der Persönlichkeit, die Ersetzung der heutigen Familienerziehung durch die Erziehung in der Kindergemeinde.

Als Marxisten bescheiden sie sich nicht mit der Aufstellung von Forderungen, sondern sie suchen zugleich aufzuzeigen, daß die materielle Grundlage ihrer Realisierung schon im Werden ist, und sie erblicken diese Grundlage in den revolutionären Gemeinschaftsbildungen der Arbeiterklasse.

Die Ausführungen sind sicherlich in vielen Punkten annehmbar; allein, es fragt sich doch sehr, ob die materialistische Geschichtsbetrachtung, die hier zutage tritt, nicht eine Neigung zu dem von vielen neueren Soziologen längst widerlegten ökonomischen Fatalismus zeigt. Es ist denn doch etwas gewagt, Autorität ohne weiteres als ideologischen Reflex des Besitzes zu bezeichnen; ja noch mehr, wir meinen, daß auch schon die Gleichung: Autorität in der Erziehung sei = der Autorität des Rechtes und Besitzes durchaus nicht ohne weiteres anzunehmen sei. Ebenso scheint uns die Unterwertung der Persönlichkeit nicht berechtigt; doch dürfte es sich bei dieser Unterwertung um eine ungenaue Fassung des Persönlichkeitsbegriffes handeln.

Auf alle Fälle ist das Heft äußerst lesenwert, weil es den für die individualpsychologische Betrachtungsweise so bedeutsamen Gemeinschaftsbegriff soziologisch und pädagogisch zugleich bearbeitet. F. B.

JAHRBUCH DER CHARAKTEROLOGIE, herausgegeben von Emil Utiz, 1. Jahrgang 1924, I. B. Panverlag Rolf Heise.

Der erste Aufsatz von Dozent Dr. Rudolf Allers **„Charakter als Ausdruck"** gibt eine ausgezeichnete vergleichende Darstellung der Systeme Freuds und Adlers, wobei sich Allers als der Individualpsychologie „ungemein nahestehend" bekennt. Beide Lehren gehen aus von der Wandelbarkeit des menschlichen Charakters, aber von entgegengesetzten Ausgangspositionen. Einstellung und Betragen des Menschen werden in der Psychoanalyse vom Urphänomen des Triebes aus kausal aufgefaßt; diese Theorie ist biologisch-naturalistisch; die Individualpsychologie geht aus vom Bewußtsein und ist final orientiert; sie ist gewissermaßen spiritualistisch. Allers arbeitet die „Axiome" beider Lehren heraus, setzt die Verschiedenheit der Auffassungen an der Hand von Beispielen auseinander und zeigt den gewissermaßen zwiespältigen Charakter der Psychoanalyse, den „unheilvollen Riß", der durch die ganze Lehre geht und der darauf beruht, daß sie als eine „Psychoenergetik" zur Annahme diskreter Elemente im Seelischen gezwungen — nicht ohne tieferen Grund führt sie den Namen Psychoanalyse —, einer Ganzheitsbetrachtung der Person unfähig ist, obwohl es die Urabsicht Freuds gewesen sein dürfte, „an Stelle der atomisierenden Anschauung der damaligen Zeit eine zu setzen, welche „das Ganze der Person" im Auge hat. Aber noch im Banne einseitig naturalistischen Denkens befangen, konnte er diese Tendenzen nicht durchsetzen. Im Gegensatz hierzu steht im Vordergrund individualpsychologischen Denkens diese Idee der Totalität der Person, und Allers hebt mit Recht hervor, daß die individualpsychologischen Gedankengänge, gleichgültig, ob dies bemerkt, und wenn, ob es eingestanden wird, „nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, den Einheitsgedanken in der Medizin sowohl als theoretischer Wissenschaft als praktischer Kunst mehr und mehr in den Vordergrund zu rücken". Schon aus diesem Grund ist die Individualpsychologie gegenüber der Psychoanalyse ein Schritt nach vorwärts und für eine Charakterologie entschieden vorzuziehen, die nicht nur genetisch erklären, sondern den Menschen lebendig verstehen will. Als Mangel der Individualpsychologie empfindet er, daß ihr einstweilen der Anschluß an eine Metaphysik fehlt. Eine Psychologie, welche den Menschen in seiner Totalität betrachtet und überdies bestimmte Wertungen vollzieht, bedürfe eines solchen. (Wozu Referent bemerken möchte, daß ihm

hier ein Irrtum vorzuliegen scheint: Die Individualpsychologie wertet nicht, sondern geht aus von den Wertungen, welche das Individuum vornimmt. Aber auch abgesehen davon, müßte die Philosophie Stellung zur Individualpsychologie nehmen, nicht umgekehrt, was ja im übrigen Allers meinen dürfte.) Ein Aufsatz G e s e m a n n s (Prag) „Grundlagen einer Charakterologie Gogols" bezeichnet die Adlersche Psychologie „gerade wegen ihrer Einseitigkeiten und Verallgemeinerungen" als fähig, „einige bestimmte, von Adler richtig gesehene und stark unterstrichene Züge eines Charakteraufbaues mit förderlicher Schärfe herauszuheben", wovon der Autor einen reichlichen und, wie gleich betont sei, durchaus zutreffenden Gebrauch macht, wiewohl er bekennt, von Freud und Adler nur das genommen zu haben, was von „B l e u l e r und K r o n f e l d ihm vermittelt wurde. Es ergibt sich nach Ansicht des Referenten dabei, daß von der G e s e m a n n-schen Charakterologie G o g o l s nicht viel übrig bleibt, wenn man daraus die individualpsychologischen Deutungen streicht. Dies sei nur deshalb angemerkt, weil es bemerkenswert ist, wie wenig sich eigentlich aus anderen psychologischen Systemen für eine angewandte Charakterologie gewinnen läßt. Der Aufsatz verweist auf die K a u s sche Studie „Der Fall Gogol" und bezeichnet es als den ersten, wenn auch mißlungenen Versuch, das Problem Gogol in der Tiefe anzupacken, mißlungen deshalb, weil „gerade bei der Hauptsache der psychologischen Charakteranalyse, bei der Katastrophe Gogols, sein Können oder sein Interesse versagt". Aber auch Gesemann macht diesen Verfall der Persönlichkeit Gogols nicht völlig deutlich. Im übrigen sei auf die Lektüre des sehr lesenswerten Aufsatzes verwiesen.

Auf einige sehr beachtenswerte Aufsätze des Jahrbuches kommen wir noch zurück.

Dr. M a x R e i s.

DR. PHIL. OTTO TACKE: DER SPRACHUNTERRICHT MUSS UMKEHREN! (Entschiedene Schulreform. Heft 10.)

Die entschiedenen Schulreformer haben für die Notwendigkeit des fremdsprachlichen Unterrichtes nicht viel übrig. Rücksichtslos zerpflückt Tacke die verschiedenen Vorurteile, welche den Bildungswert der Fremdsprachen erweisen sollen: der französische Unterricht in den deutschen Schulen hat kein Jota für die Völkerverständigung getan; die moderne Psychologisierung des Sprachunterrichtes bedeutet Bereicherung und Vertiefung nur für den philologisch interessierten Erwachsenen, nichts für den Schüler; die Übersetzungsstümperei führt vom Einfühlen in die Schönheit des Originals nur ab usw. Tacke steht nicht an, in dem Abgehen vom humanistischen Bildungsideal zu dem Ideal der neusprachlichen Schule eine Verirrung zu sehen.

Trotz allem ist der Autor einsichtig genug, zu wissen, daß eine völlige Verwerfung der Fremdsprachen — selbst wenn sie berechtigt wäre — heute nicht zu erreichen ist; er wünscht deshalb auch nur eine Anpassung dieses Unterrichtes an die Struktur der kindlichen Seele, und damit implicite möglichste Erleichterung: vor allem sollen als obligat nur die Neusprachen gelten — obwohl ihr Bildungswert geringer ist; und es sollen keine schriftlichen Übersetzungen gefordert werden. Methodisch neu klingt es, wenn Tacke in der schon erwähnten psychologischen Interpretation sowie in der historisch-genetisch behandelten Grammatik nur Erschwernisse des Erlernens erblickt.

Die Individualpsychologie hat erkannt, daß die Entmutigung die größte Gefahr für die Entwicklung der werdenden Persönlichkeit bedeutet, und es ist klar, daß wir an die Spitze derer gehören, die der Herrschaft des Stoffprinzips in der Bildung den denkbar schärfsten Kampf ansagen.

Tacke macht unter seinen positiven Vorschlägen auch den, daß man die Berlitz-School-Methode in den Schulunterricht einführen möge, also Sprache vor allem als Ausdrucksmittel erlernen lasse. Es dürfte einer künftigen Zeit schwer fallen, sich in unser Schulwesen hineinzuversetzen, in dem man eher zum Philologen einer Sprache als zu deren Sprecher erzogen wird. Dies könnte man als einen Witz der Zeit betrachten, wenn nicht die philologische Behandlung auch der neuen Sprachen jedes Jahr ihre Opfer forderte.

Es ist eben wohl so. Man hat bei dem bekannten Goethe-Wort: „Man ist so oftmal Mensch, so viele Sprachen man spricht", darauf vergessen, daß es zuvörderst auf das Menschsein ankommt. Wir müssen fordern, daß die Schule zuerst einen lebensmutigen, gemeinschaftsfreundlichen, also einen ganzen Menschen erziehe; dann mögen sie ihn durch fremde Sprachen zu multiplizieren versuchen!

F. B i r n b a u m.

DER KLEINE BROCKHAUS, Handbuch des Wissens in 1 Bande. Leipzig (F. A. Brockhaus) 1925.

Das Werk enthält 800 Textseiten zu je 3 Spalten und bespricht 40.000 Stichwörter. An Abbildungen finden sich 5400 im Texte selbst, außerdem sind 90 Tafeln beigegeben. Das Handbuch erscheint in 10 Lieferungen, die einander im Abstande von 14 Tagen folgen und von denen jede den ermäßigten Preis von 1·90 Reichsmark kostet. Mit dem Erscheinen der letzten Lieferung tritt eine Preiserhöhung ein. Lieferung Nr. 1 ist bereits erschienen, enthält die Stichwörter von A bis Bolschewismus und enthält außer neun Tafeln 443 Textabbildungen. Die Güte der 1. Lieferung läßt erwarten, daß das Werk in seiner Gänze allen Anforderungen bestens entsprechen werde. Ergänzend sei bemerkt, daß den Subskribenten Gelegenheit gegeben wird, sich an einem Preisausschreiben zu beteiligen.

Ferdinand B i r n b a u m.

FLOYD DELL: WARST DU JE EIN KIND? Leipzig 1924. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Herminia zur Mühlen.

Das Buch stellt ein einheitliches Erziehungssystem dar, wie es von „mutigen Erziehern außerhalb der offiziellen Institutionen in die Tat umgesetzt wird". Es ist ausgespannt zwischen Begriffen, die auch in der Individualpsychologie Grundbegriffe bilden: Verantwortungsgefühl und Liebe, Unternehmungsgeist und Demokratie. Was dort Verantwortungsgefühl und Liebe genannt wird, faßt die Individualpsychologie unter Gemeinschaftsgefühl zusammen, als welches die Realität der Gemeinschaft in Erscheinung tritt, jenes Objektive, welches das Individuum als immerwährende Aufgabe erlebt. Das ist der uns sympathische Standpunkt des Autors. Das Individuum wird in seiner Stellung zur Gemeinschaft dadurch treffend von Dell charakterisiert, daß es gleichzeitig Führer und Gefährte sei, es ist also der Gedanke, daß das Individuum zwar selbsttätig die Aufgaben der Gemeinschaft zu lösen habe, dies aber mit vorgefundenen Mitteln tue. Dieser Gedanke, Grundgedanke der marxistischen Soziologie, der von der Individualpsychologie in ein neues Licht gestellt wird, spielt bei Dell eine große Rolle, denn er sagt, die vorgezeichneten Wege der Gemeinschaft weiterzubauen, sei zwar in hervorragendem Maße Sache der Künstler, aber durchaus jedes Individuum, das auf die Forderungen der Gemeinschaft die logischen Antworten gibt, sei schöpferisch tätig. Die richtige Erziehung hätte Künstler in diesem Sinne aus den Kindern werden lassen. Demokratie, Gleichheit nennt Dell die Aufgabe, sich frei zu machen von dem Zwange, sich heimlich oder offen über die Mitarbeiter im Leben zu erheben. Es versteht unter den demokratischen Menschen denjenigen, der die Fähigkeit besitzt, entsprechend den wechselnden Forderungen des Lebens ungehemmt die Rolle des Führers mit der des Gefährten vertauschen zu können und umgekehrt. Was er Unternehmungsgeist nennt, ist in der Individualpsychologie der „Mut", weil auch Dell darunter jene Bereitschaft zur Aktivität versteht, die sich gewissermaßen von selbst dort einstellt, wo das Gefühl des eigenen Wertes nicht allzusehr gestört ist. Gewiß schwebt Dell das Minderwertigkeitsgefühl als menschlicher Grundirrtum vor, er spricht dies aber nicht deutlich genug aus, was wir Individualpsychologen als Mangel seiner Arbeit ansehen müssen.

Interessant ist, was Dell über das Spiel in der Jugend sagt. Dieses Spiel ist für ihn „Erfüllung die schöpferischen Wünsche", Erlösung indem es Stellungnahme zur Welt mit ihren Forderungen bedeutet, freilich in der Phantasiewelt und nicht in der Welt der Realitäten selbst und, wie wir ergänzen müssen, zu deutlich mit vorbereitendem Charakter. Erfüllung ist für ihn aber auch der Sinn der menschlichen Arbeit überhaupt, wobei freilich unsere Berufsarbeit in der heutigen Gesellschaft (in der Fabrik z. B.) dieses Sinnes beraubt ist und sogar zu einer ständigen Quelle des Gefühls der Machtlosigkeit, des Gefühls ein Ding nur zu sein, wird. Wir stimmen aber seiner Meinung zu, daß das Spiel des Kindes durch die Erziehung überzuleiten ist in die reale Welt und daß die menschliche Arbeit wieder zum Charakter des Spieles (wie er es versteht) gewendet werden muß, weil sie nur so Nahrung des Persönlichkeitsgefühls sein kann.

Ganz einverstanden sind wir im Prinzip mit den Erziehungsversuchen, die er schildert. Ein Grundgedanke herrscht mit Recht vor: Dem Kinde und dem Jugendlichen soll möglichst früh klargemacht werden, daß sie schon Mitarbeiter des Lebens sind, daß sie Werte schaffen, daß nicht erst in ferner Zukunft ihres Lebens Erfüllung zu ersehnen sei. Der Gesichtspunkt der Leistung tritt in den Vordergrund in dem geschilderten System. Durch sinnvolle Aufgaben, die zu Ende zu führen sind, soll der Jugendliche lebenstüchtig werden. Prüfungen werden also nicht erspart, sondern nur nicht in der Art der bisherigen Schulen durchgeführt.

Wie jedes fruchtbare pädagogische System beginnt auch Dell mit einer Einfühlung in die Kindheitssituation, die dem Kinde nahelegt, eine Weltanschauung mit „monarchistischen" Tendenzen anzunehmen, wie er das ausdrückt, die die Erziehung erst zu beseitigen habe. Als sozialistischer Pädagoge, der sogar mit einer Utopie arbeitet, übersieht er aber durchaus nicht die unersetzliche Bedeutung der Erziehung in der Familie, geschweige, daß er der Familie die Erziehung der neuen Generation überhaupt entziehen will. Freilich ist es auch für ihn selbstverständlich, daß die Familie aus ihrer kapitalistischen Isolierung zu reißen sei. Daß er so über die Familie denkt, schließen wir daraus, daß er von der unendlich reichen Beziehung Mutter-Kind spricht, von der wir ja behaupten, daß das menschliche Individuum durch sie hindurchgehen muß, um jenes Vertrauen in die Umwelt, jenen Glauben an die Mitmenschlichkeit zu erleben, welcher eigentlich Religion zu nennen wäre. Dell sieht aber auch die Gefahr, die heraufbeschworen wird, wenn die Mutter (oder die stellvertretende Person) die Mutterrolle mißversteht.

Der Mensch muß auch lernen, in der Erotik glücklich zu sein, führt ein Kapitel aus. Wenn er die Konflikte in der Erotik auf irrtümliche Einstellungen zurückführt, die in der Kindheit erworben wurden, nahegelegt wurden, so geben wir ihm recht von unserem Standpunkt. Aber nicht in dem Maße, wie er glaubt, allumfassend ist die Theorie, mit der er die Konflikte in der Erotik erklärt, weil er ja nur den Irrtum bespricht, dem der von seiner Mutter verzärtelte Sohn erliegt, der immer die Mutter in der Geliebten erwartet, die-

jenige, die wie die Mutter gewissermaßen zur Rolle der Gebenden verpflichtet ist, während er fordert. Er macht eine richtige Feststellung, wenn er behauptet, daß die Gefahr des Scheiterns nur verdoppelt werde dadurch, daß die Frau selbst nach der mütterlichen Rolle greife, wo es sich um die erotische Partnerin doch handle. Wir wollen aber nicht aus der Tatsache, daß Dell die Schwierigkeit der Erotik einseitig auf die irrtümliche Auffassung der Mutterrolle zurückführt, voreilig auf das amerikanische Seelenleben schließen, das der Frau vielleicht diese Form des „männlichen Protestes" mehr nahelegt als andere.

Damit dürfte das für den Individualpsychologen Interessante dieses ausgezeichneten Buches angeführt sein. Dem Leser wird wegen der eigenartigen Fragestellungen, von denen es ausgeht, der Gedanke kommen, ob es sich hier nicht vielleicht um ein individualpsychologisches Echo aus Amerika handle, auch dann, wenn unser Autor, was nicht wahrscheinlich sein dürfte, nie etwas von der Individualpsychologie gehört haben sollte. Wenn das doch zuträfe, so wäre dieses Werk ein schöner Beweis für das Eigenleben, das die individualpsychologische Anschauungen, losgelöst von aller Schule, fühlen.

S. K.

CHRONIK

DR. LEONHARD SEIF ZUM 60. GEBURTSTAG.

Unser Freund, Mitarbeiter und Lehrer **Dr. Leonhard Seif** feierte am 15. Jänner d. J. seinen 60. Geburtstag. Er hat in beispielgebender Art die Entwicklung und Ausbreitung der Individualpsychologie gefördert. Die Leser, Mitarbeiter und die Redaktion unserer Zeitschrift gedenken mit Bewunderung seiner Tätigkeit und beglückwünschen sich und ihn zu seiner unverwelklichen Jugendfrische.

=

MITTEILUNGEN DER SEKTION WIEN:

Dr. Alfred Adler wird am 2., 3., 4. und 5. März 1926 in Dresden, Chemnitz und anderen Städten Sachsens Vorträge aus dem Gebiet der Individualpsychologie halten. Nähere Auskünfte beim Schriftführer der Wiener Sektion des Internationalen Vereines für Individualpsychologie.

=

Dr. Alfred Adler beginnt anfangs Februar einen dreiwöchentlichen Kurs zur Einführung in die Individualpsychologie. Anmeldungen schriftlich unter Angabe der Adresse an Dr. Karl Nowotny, Wien, III./2, Untere Weißgärberstraße 16/17.

=

Ein Amerikaner ist bereit, für Individualpsychologen einen Kurs zur Einführung in die englische Sprache zu halten; Honorar sehr mäßig. Anmeldungen unter Angabe der Adresse an Dr. Karl Nowotny, Wien, III./2, Untere Weißgärberstraße 16/17.

=

ORTSGRUPPE MÜNCHEN:

A. Vortrags- und Diskussionsabende im Verein für Individualpsychologie:

26. Jänner 1925: Hanna Apitzsch: Über Marie Luise Enckendorffs „Realität und Gesetzlichkeit im Geschlechtsleben".

2. Februar 1925: Dr. Else Sumpf und Dr. Seif: Über „Fälle von Asthma bronchiale".

9. Februar 1925: Dr. L. Seif: Über „Suggestivtherapie und Individualpsychologie".

16. Februar 1925: Besprechung über das positive Training. (Herr Appelt.)

23. Februar 1925: Frl. Joh. Arntzer: Über „Die Psychologie des Hexenwahns".

2. März 1925: Besprechung einiger Fälle von Waschzwang. (Dr. Seif, Dr. Sumpf und Dr. Credner.)

6. März 1925: Dr. Hans Zbinden (als Gast): Über „Psychologie und Pathologie der Kampfeserlebnisse".

16. März 1925: Diskussion.

23. März 1925: Dr. Eliasberg (als Gast): „Psychologie der Aufgabe und Psychotherapie".

30. März 1925: Pater E. Przywara S. J. (als Gast): „Zur Metaphysik der Person".

20. April 1925: Dr. Weinmann: Über einen Fall von Sprachstörung. Diskussion über Sprache und Sprachstörungen.

27. April 1925: Dr. Hans Gerhardt: Über „Die Arbeitskrise der Gegenwart".

4. Mai 1925: Diskussion: Über Begabung.

11. Mai 1925: Frl. Trude Weigl: Über Erzählungen für das vorschulpflichtige Kind.

18. Mai 1925: Dr. Seif: Über einen Fall von Paranoia.

25. Mai 1925: Frl. Sophie Freudenberg: Über Marianne Webers „Frauenfragen".

8. Juni 1925: Herr Weiskopf: Über Organminderwertigkeitsgefühle im frühen Kindesalter.

22. Juni 1925: Dr. Hans Zbindon (als Gast): „Die Rettung der geistigen Kräfte."

6. Juli 1925: Dr. Debrunner (als Gast): „Rembrandt als Menschheitskünstler; mit besonderer Berücksichtigung seiner Jugend."

5. Oktober 1925: Mitgliedervollversammlung. Administrative Besprechung.

12. Oktober 1925: Dir. H. Weiskopf: Über die Kleinkindergeschichte „Klein-Rega" von Kolbenheyer.

26. Oktober 1925: Frl. M. Gerheuser, Lehrerin: Über Unterricht und Individualpsychologie.

2. November 1925: Frl. Freudenberg: Bericht über die internationale Tagung für Pädagogik zu Heidelberg im August 1925.

9., 16. und 23. November 1925: Dipl. Ing. H. Häger: „Feuerbach und Schleiermacher, Religion und Individuum."

30. November 1925: Diskussion über das Thema der vorhergehenden Abende.

7. Dezember 1925: Dr. Kurt Weinmann: „Wege, Irrwege und Abwegigkeiten der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung."

14. Dezember 1925: Pater E. Przywara: Über Gemeinschaft.

21. Dezember 1925: Alfred Appelt: „Das Quäkertum im Lichte der Individualpsychologie."

B. Erziehungsberatung:

Dienstag von 6 bis 8 Uhr mit anschließendem Colloquium in der Amalienschule. (Leiter: Dr. L. Seif.)

Donnerstag von 6 bis 7 Uhr, in der Frauenschule. (Leiterin: Dr. Else Sumpf.)

Freitag von 6 bis 7 Uhr, in der St. Anna-Schule. (Leiter: Dr. K. Weinmann.)

C. Andere Veranstaltungen:

Fürsorgermeinschaft (Leiter: Amtsrichter Dr. Naegele) am 7., 14., 28. Mai, 4., 25. Juni, 9. Juli, 8 Uhr abends, in der Universität, Zimmer 146. Thema: „Jugendpflege und Jugendbewegung."

Kurs zur Einführung in die Individualpsychologie: Dr. Else Sumpf, Kaulbachstraße 24. (Jeden Freitag von 8 bis $^1/_2$10 Uhr.)

Vorträge: Dr. Leonhard Seif am 26. Mai 1925 in der Vereinigung katholischer Studierender über „Individualpsychologie und Couéismus". Sophie Freudenberg am 24. März 1925 in der Lehrerinnenvereinigung über „Individualpsychologie und Erziehung".

Im Wintersemester: Dr. Seif am 1. Dezember 1925 in der Vereinigung katholischer Studierender über „Arzt und Seelsorger".

Dr. Seif am 19. Dezember 1925 in der Neurolog. psychiatrischen Gesellschaft über „Individualpsychologie und Neurose".

Dr. K. Weinmann ist an einem in diesem Wintersemester von Dr. G. R. Heyer für Ärzte und Mediziner veranstalteten Kurs für Psychotherapie beteiligt, der wöchentlich einmal (Freitag $8^1/_2$—10 Uhr abends) stattfindet. Der Kurs umfaßt eine Einführung in Suggestion und Hypnose (Dr. Heyer), Psychoanalyse (Dr. v. Hattingberg und Dr. Marcinowski) und Individualpsychologie (Dr. Weinmann).

=

Mitgliederliste der Sektion München.

Appelt Alfred, München, Habsburgerstr. 1.
Arntzer Johanna, München, Arcostr. 2, III.
Baumeister, Zeichenl., Lindau, Realschule.
Buerdorf Paula, Münch., Preysingerstr. 12, III.
Bischoff Rob., München, Widenmayerstr. 51.
Braude, Dr., München, Häberlstraße 16.
Braumüller, D., Münch., San. Neufriedenheim.
Frau Braumüller, Münch.. S. Neufriedenheim.
Credner Lene, Ärztin, Dr. med., München, Franz-Josef-Straße 29/4.
Correl Ernst, München, Maria-Josef-Str. 11.
Desloges, München, Schwantalerstr. 24.
Dittmann, Prof. Dr., München, Ungererstraße 36.
Dolles Wilh., Leiter des Schülerheims, Ebenhausen im Isartal.
Engelmann Carl, Prof. Dr., Hannover, Rehbergstraße 8.
Eckel, Dr. med., München, Destouchestr. 14.
Esslen Angela, Schülerheim, Ebenhausen im Isartal.
Egerland, Landerz. Heim, Schondorf.
Feigs, Dr. phil., München, Theresienstr. 118.
Freudenberg Sophie, stud. phil., München, Elisabethstraße 14, II.
Grave, Dr.
Gerhardt Johannes, Dr., München, Giselastraße 15.
Gerhäuser M., Lehr., Eppishausen, Schwaben.
Gayer Isa, Großhadern b. München. Blumenstraße 10.
Guschmer Irmgard, Medizinalpraktik., München, Pestalozzistr. 50, 4.
Gehra Heinr., Junglehrer, München, Valleystraße 46, I r.
Hecht Silly, Dr., Stuttgart, Augustenstr. 9.
Häger, Dipl. Ing., München, Gabelsbergerstraße 26, IV.
Honigmann Anna, München, Nikolaistr. 5.
Janik Fritz, Görlitz, Demianiplatz 34.
Jegel, Dr., Neustadt a. d. Aisch.
Krause, Nervenarzt, Dr. med. (Buno), Dortmund, Hohenzollernstr. 29.
Kraus, Oberregierungsrat, Dr., München, Rosenbuschstraße 5, 2.
Lang, Ing., Wiessee bei Tegernsee.
Landmann v., Dr., München, Maistraße.
Ludwig, Nervenarzt (Artur), Dr. med., München, Leopoldstraße 42.
Marsmann, München, Werneckstraße 8.
Mora Leni, München, Schellingstraße 66, II.
Naegele Otto, Amtsrichter, Dr., München, Kaulbachstraße 61a, I.
Naegele Elsbeth, München, Kaulbachstr. 61a.

Picker Kurt, Haubinda (Thür.), P. Streudorf.
Pabst, Dr. med., München, Ansbacherstr. 3.
P. E. Przywava S. J., Münch., Veterinärstr. 9.
Querfeld Grete, München, Widenmayerstr. 52.
Reichenberger, Dr., Ichhausen b. Ulm.
Ritter Hans, Dr., München, Klenzestr. 85.
Rieß F., Dr., Solln 2.
Rehm E., Hofrat, Dr., San. Neufriedenheim.
Rieper Anna, Hamb.-Ohlsd., Im gr. Grunde.
Rieper Magda, Hamburg, Heubergedder 2.
Rheinstein Max, Dr. München, Karlstr. 6.
Seif Leonh., Dr., München, Königinstr. 27.
Rienitz Eleon., Dr., Hamburg, Oberweg 50.
Gräf. zu Solms-Laubach, München, Fuchsstr.
Sumpf Else, Dr., München, Kaulbachstr. 24.
Schmidt Eugen, Dr., München, Goethestr. 53.
Schmidt Linchen, München, Steinheilstr. 5.
Schleicher, Starnberg. Ludwigshöhe.
Schröder v., München, Agnesstraße 12.
Stein, Dr. Göttingen, Bergstraße 1.
Schwabach Erich, Schloß Märzdorf, Schles.
Schwaab Adelgunde, München, Sternstr. 2.
Schwarz, Jurist, Hamburg.
Seelmann Kurt, Lehr., Moosburg b. Freising.
Sieber, München, Finanzministerium.
Simon Aug., München, Liebigstr. 8a.
Simon Alf., Lehr., Ingolstadt, Harderstr. 37.
Weigl Trude, München, Herzogstr. 60.
Weißkopf H. u. Frau, Münch. Virchowstr. 1.
Wehner Lotte, München, Hohenstauffenstr. 10.
Wilken Folkert, Dozent, Freiburg i. Br.
Wilken Folkert, Dozent, Dr., Freiburg i. Br.
Weinmann Kurt, Dr., Münch, Leopoldstr. 5.
Werner Anna, Lehr., Straelen, Niederrhein.

=

ARBEITSGEMEINSCHAFT HEIDELBERG.

Geschäftsstelle: Schröderstraße 72 (K. Sulzer).

Vorträge:

16. Jänner: Dozent Dr. Folkert Wilken, Freiburg i. Br.: Die nervöse Erkrankung als sinnvolle Erscheinung unseres gegenwärtigen Kulturzeitraumes (und die daraus sich ergebenden Richtlinien für die Therapie).
22. Jänner: Verzogene Kinder.
5. Februar: Der Kampf der Geschwister.
12. Februar: Egon Weigl, Frankfurt a. M.: Die Entmutigung als entwicklungspsychologisches Phänomen.
19. Februar: Erziehung nervöser Kinder.
26. Februar: Frl. Marie Überle, Karlsruhe: Das Persönlichkeitsgefühl in der Neurose.

Arbeitsabende und Vorträge finden jeweils in der Friedrich-Ebert-Schule, Plöckstraße 105 (Eingang Sandgasse), abends 8 Uhr statt.

=

ARBEITSGEMEINSCHAFT HAMBURG.

In Hamburg hält Frau Dr. med. Eleonore Rieniets in den nächsten Wochen vor größerem Publikum einen individualpsychologischen Vortragszyklus über die Themen: 1. Grundgedanken der Individualpsychologie, 2. Charakterlehre der Individualpsychologie, 3. Individualpsychologie und Erziehung, 4. Individualpsychologie und Neurosenbehandlung, 5. Individualpsychologie und soziale Fürsorge.

=

HOLLÄNDISCHE SEKTION.

Im Haag ist im Gebäude des Schularztdienstes eine öffentliche individualpsychologische Erziehungsberatungsstelle errichtet worden, über deren Wesen und Zweck sämtliche öffentliche Schulen durch ein amtliches Rundschreiben der Unterrichtsverwaltung in Kenntnis gesetzt wurden.

=

NACHRICHTEN:

Im Rahmen der „Urania“ hielt Frau Hedwig Schulhof in Reichenberg, in der Zeit vom 12. November bis 17. Dezember 1925, einen sechsgliedrigen Kurs über individualpsychologische Erziehungsfragen ab, der folgende Themen umfaßte:

1. Erzieherische Zielsetzungen in Schule und Haus.
2. Vom „Paradies der Kindheit“.
3. Adam und Eva in der Kinderstube.
4. Das Musterkind und der Trotzkopf.
5. Kinderfehler (ihre psychologischen Verankerungen und ihre Behandlung).
6. Einzelfälle aus der erzieherischen Praxis in Schule und Haus.

=

Frl. Ida Löwy (Wien) hielt am 25. Jänner in der Sektion Nürnberg einen Vortrag über „Dummheit und Enthebung“ (Erziehungsfragen).

=

Frau Dr. Else Freistadt (Wien) hielt im Jänner 1926 in der Wiener Urania einen Vortragszyklus auf individualpsychologischer Grundlage über „Verirrungen der menschlichen Seelen“.

=

MITTEILUNGSBLATT DER SEKTIONEN.

Unter dem Titel „Gemeinschaft“ erscheint seit Jänner 1926 in Berlin ein Mitteilungsblatt der Sektionen des Internationalen Vereines für Individualpsychologie. Die „Gemeinschaft“ erscheint monatlich einmal und enthält kleinere Mitteilungen, Referate, die Arbeitsprogramme der einzelnen Sektionen und unterrichtet über sämtliche die Sektionen betreffenden Fragen. Schriftleitung: Dozentin Ada Beil, Berlin-Neukölln, Stuttgarter Straße 52. Postscheckkonto Berlin 59.585. Verlag: A. Hoffmanns Verlag G. m. b. H., Berlin O. 27, Blumenstraße 22, I. Bezugspreise: Jährlich M. 2·50, für Österreich S 4·—. Einzelpreis 25 Pfennig, in Österreich 40 Groschen.

=

REDAKTIONSSCHLUSS für die nächste Nummer der Zeitschrift (Nr. 2, Jg. IV) ist: 15. März 1926. Manuskripte wollen nur maschingeschrieben eingesendet werden.

Berichtigung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich darauf hinweisen, daß der mit den Initialen „A. B." gezeichnete Aufsatz im letzten Heft der Zeitschrift (Jahrgang 3, Nr. 6) nicht von mir stammt.

Ada Beil (Berlin).

=

Druckfehlerberichtigung.

Im Artikel „Anfänge und Entwicklung des männlichen Protests" von Dr. Alice Friedmann (3. Jahrg., Nr. 6), Seite 291, Zeile 25 von unten, lautet richtig: „... ihn in seinem Geize wirksam zu treffen, ..."

Seite 292, Zeile 12 von unten, lautet richtig: „... wird sie von ..."

Seite 294, Zeile 23 von unten, lautet richtig: „... kleine Anfälle von Enuresis ..."

Seite 295, Zeile 18 von unten, lautet richtig: „... schreckt die nachgiebigen Eltern ..."

Seite 295, Zeile 15 von unten, muß wegfallen „... aber auch sonst ... trifft."

Seite 297, Zeile 12 von unten, lautet richtig: „... angeblich genügen würde, ..."

=

ZUR BEACHTUNG!

Um Beschwerden über mangelhafte Zustellung der Zeitschrift vorzubeugen, ersucht um rechtzeitige Bekanntgabe jeweiliger Adressenänderungen

Die Administration:
Wien, VI., Joanelligasse 6.

SEKTIONEN DES INTERNATIONALEN VEREINES FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Zentrale: Wien, I., Dominikanerbastei Nr. 10/15. (Dr. Alfred Adler.)

Ortsgruppe München: Franz Josef-Straße Nr. 29. (Dr. Lene Credner.)

Ortsgruppe Berlin: Dahlem, Falkenried Nr. 12. (Dr. Fritz Künkel.)

Ortsgruppe Dresden: Buchholz-Friedewald. (Dr. Alice Rühle-Gerstel.)

Ortsgruppe Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)

Ortsgruppe Den Haag: Frankenstraat 49. (J. Verploegh Chassé.)

Arbeitsgemeinschaft Frankfurt a. M.: Ketterhofweg 97. (Egon Weigl.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Schröderstraße 12. (Karl Sulzer.)

Die Sektionen erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Zahlstellen für die Zeitschrift:

Für Deutschland: Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München. (Grete Querfeld, München, Widenmayerstraße 52.)

Für Österreich: Postsparkassenkonto Nr. 198.971.

Für das übrige Ausland: die Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie". Wien, VI., Joanelligasse 6/9.

MITTEILUNGEN DER ADMINISTRATION:

Die Bezugspreise für den **vierten Jahrgang** der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie":

Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte **in wesentlich vergrößertem Umfange,** zumindest 24 Druckbogen im Jahre, Großoktavformat):

Für **Österreich:** Schilling 16·—.

Für **Deutschland:** Mk. 10·—.

Für **sämtliche übrigen europäischen Staaten:** Mark 10·— oder der Gegenwert.

Für die **überseeischen Staaten:** Dollar 3·—.

Die Einzahlungen können erfolgen:

in **Österreich** ausschließlich durch das **Postsparkassenamt;** unsere Postsparkassenkontonummer ist: 198.971;

in **Deutschland** ausschließlich auf unser **Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München** (Grete Querfeld, München, Widenmayerstraße 52).

Für unsere Abonnenten, die in **Österreich** oder **Deutschland** wohnen, legen wir diesem Hefte **Erlagscheine** bei.

Unsere Abnehmer im **übrigen Auslande** werden ersucht, die Beträge durch die Post, in **rekommandiertem Brief,** durch Postanweisung, Banküberweisung oder Scheck an die **Administration** (Wien, VI., Joanelligasse 6) einsenden zu wollen.

Erste, zweite und **dritte Jahrgänge** der Zeitschrift sind in wenigen Exemplaren von der **Administration (Wien, VI., Joanelligasse 6)** zu beziehen. Die **Preise** der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges (den oben angegebenen Beträgen) gleich.

Die **Sonderhefte** des **dritten** Jahrganges sind auch einzeln beziehbar. Einzelpreis: Mk. 3·— oder Schilling 5·— und für überseeische Staaten Dollar 1·— das Heft.

Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl“, Wien, IX., Berggasse 31.